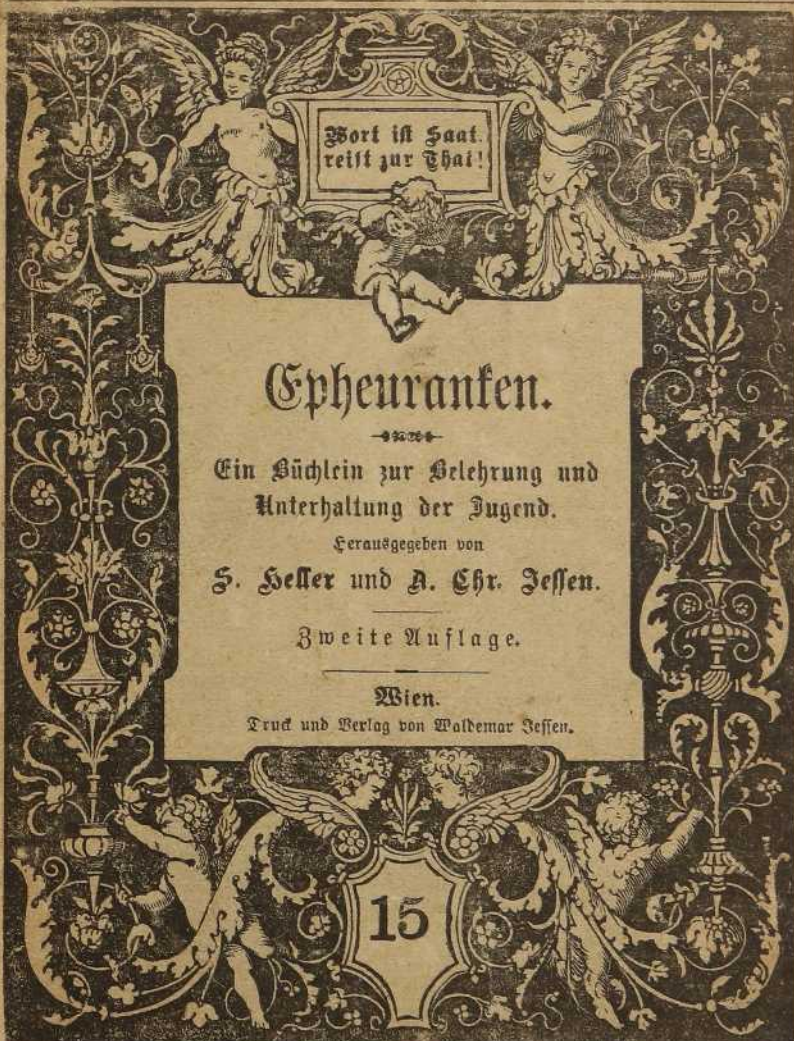




Wort ist Saat.
reist zur That!

Opheuranthen.

Ein Büchlein zur Belehrung und
Unterhaltung der Jugend.

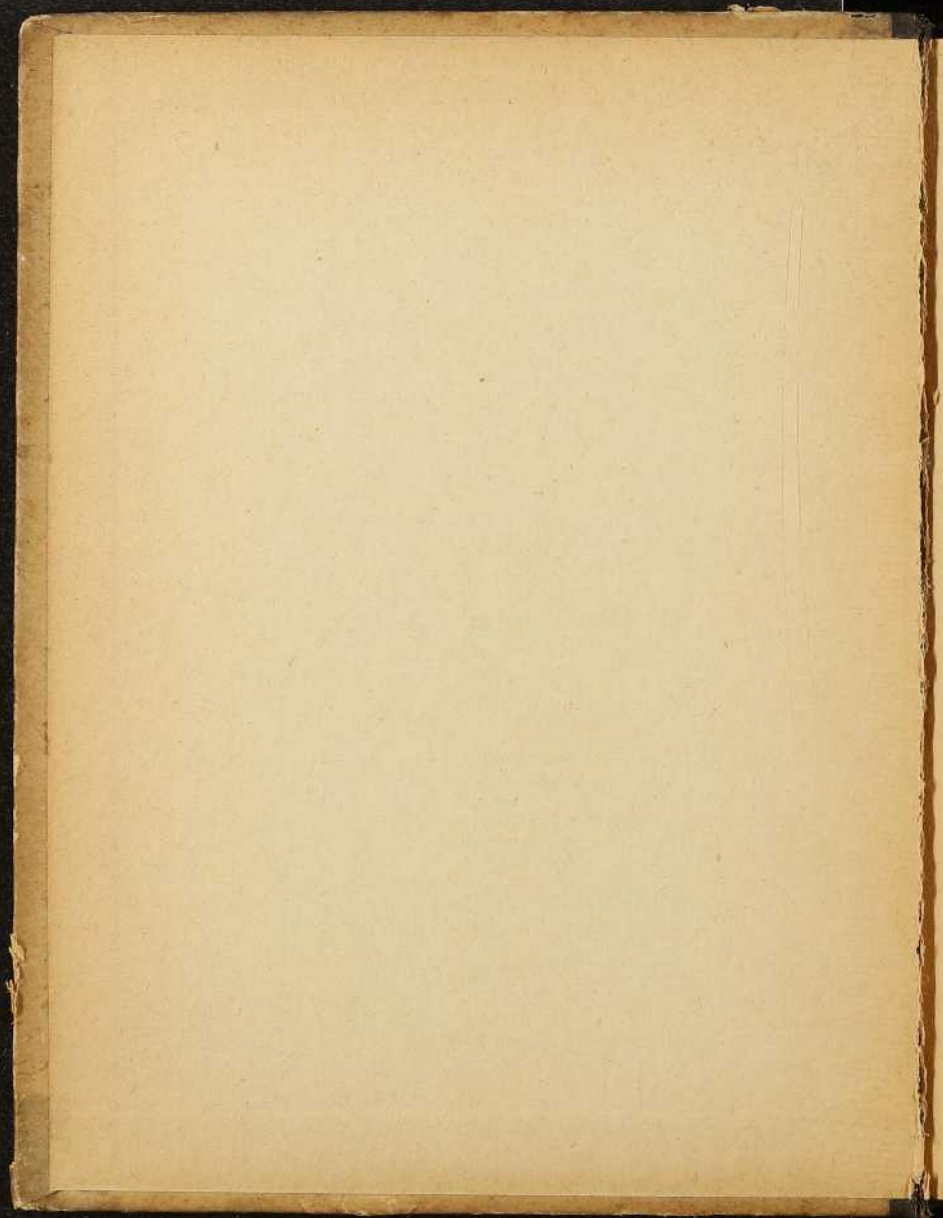
Herausgegeben von
S. Heller und A. Ehr. Jessen.

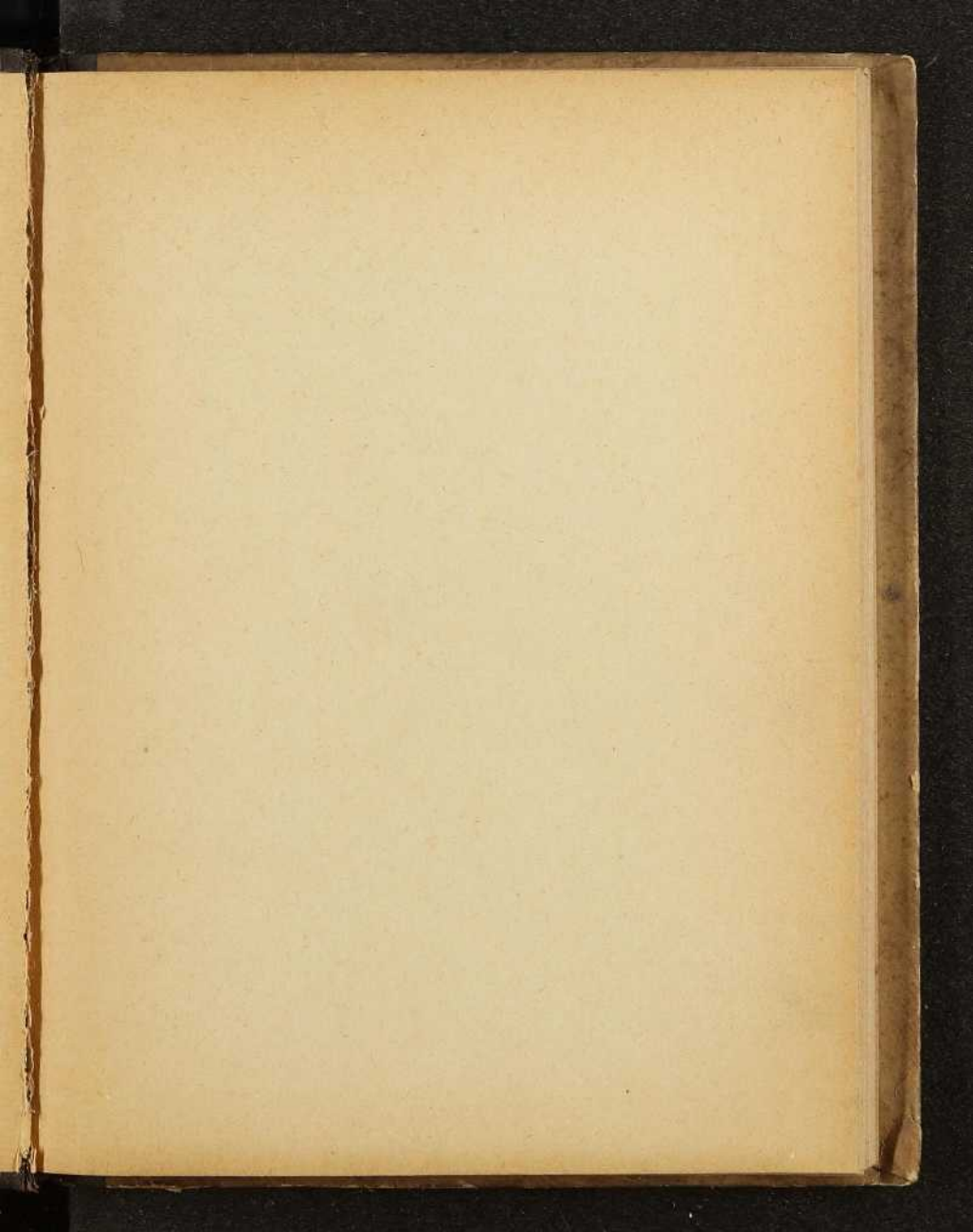
Zweite Auflage.

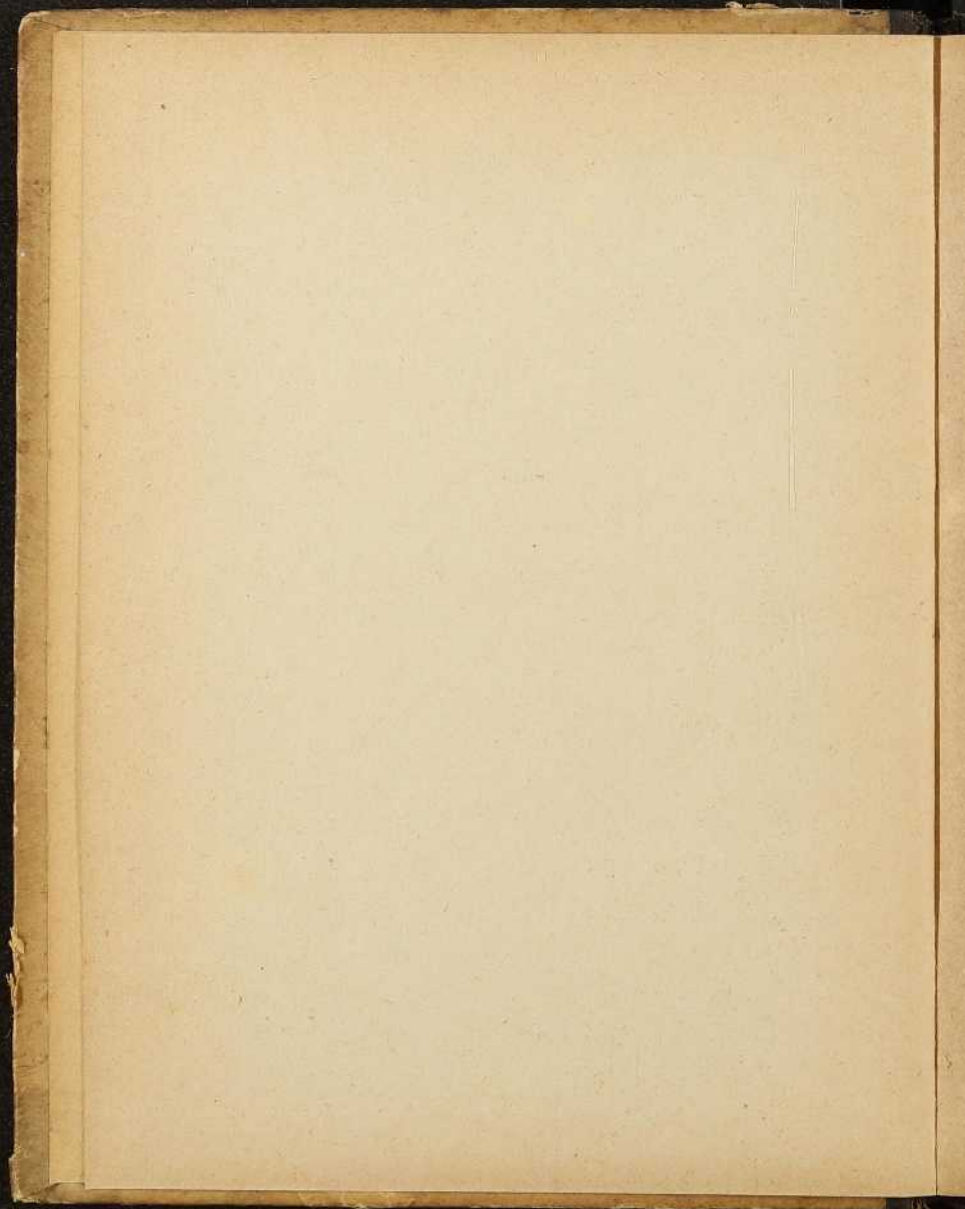
Wien.

Erud. und Verlag von Waldemar Jessen.

15







11831

Ephauranken.

Ein Büchlein
zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend.

Herausgegeben
von
S. Heller und A. Chr. Jessen.

Zweite Auflage.

Wien.

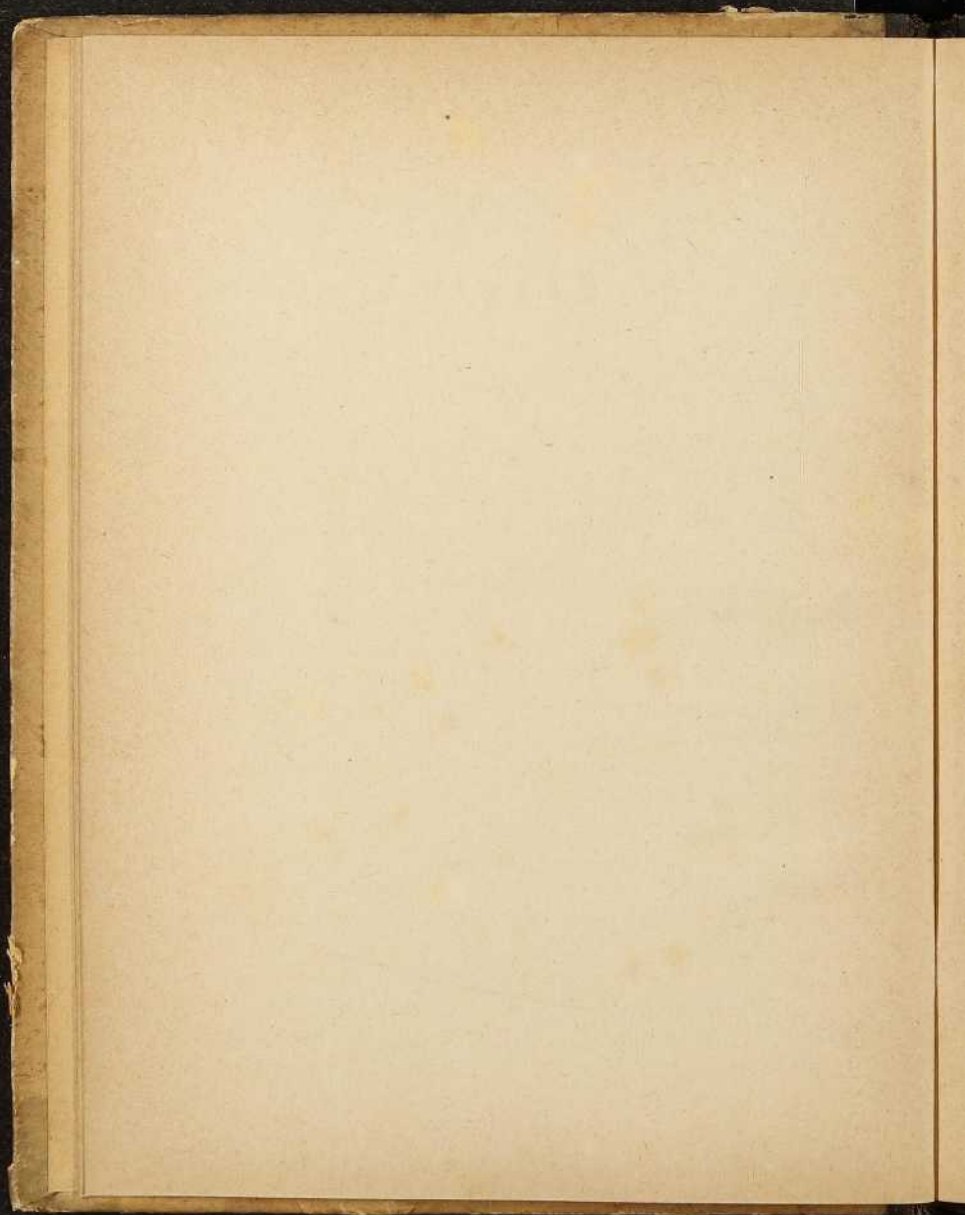
Druck von August Coriua.

Auflösung der Räthsel.

Seite 30: 1. Hund — Hand. — 2. Wirbel. — Seite 31:
Wien — Wein. — 4. Bache — Buche. — Seite 44: 1. Der Gall-
apfel. — 2. Die Zunge an der Wage. — 3. Wenn sie gedruckt werden.
— 4. Hi (das Faulthier).

I n h a l t.

	Seite
Der Bligschlosser von Wittenberg	1
Lebensgeschichte eines Brettes	12
Ferien	16
Das thörichte Vögelein	18
Das Petroleum	19
Auf der Alp	22
Der Rattenfänger von Hameln	26
Räthsel	30
Am Brunnen	31
Zur Geschichte des Chinarindenbaumes	35
Mozarts letztes Werk	38
Zurechtweisung	42
Guter Rath	43
Räthsel	44
Die goldene Repetieruhr	44
Das Mikroskop	47
Die Pilatussage	53
Aus Ostindien	54
Die weiße Rose	56
Die Menmonsäule	62
Ein kluger Bauer	66
Attila's Großmuth	71



Der Blühschlosser von Wittenberg.

Es war im Jahre 1772. Der junge Schlossermeister Lukas zu Wittenberg stand in seiner wohlbestellten Werkstätte am Ambos und hämmerte mit seinen Gesellen um die Wette auf ein Stück glühendes Eisen los, daß es weithin durch die stille Gasse erklang. Und den Funken gleich, die den Meister umtanzten im hellen lustigen Gewimmel, umtanzten gar fröhliche Gedanken ein braves Herz, und man konnte ihr Funkeln und Leuchten an seinem Auge sehen, das oft aufblitzte in herzinniger Freude. Noch kein Jahr war's, daß er mit dem Ränzlel am Rücken heimgekehrt aus fremder Herren Länder in seine liebe Vaterstadt, und schon konnte er kaum die Arbeit zwingen, die man ihm zubachte, und da wurde ihm gar die Ehre zu Theil, daß ihm der hochgelehrte Professor Titius die Schlosserarbeit zu seinem neuen Hause übergab. Jeden Tag wurde es für den Meister ein dringenderes Bedürfnis, seinen eigenen Herd zu gründen, und auch da war ihm das Glück hold gewesen, denn als er vor vier Wochen mit klopfendem Herzen beim reichen Bäckermeister Stenz um die Hand seines holden Töchterleins Susanna angehalten, da hatte der stolze Mann ihm geantwortet, es sei ihm eine

Ehre, einen so tüchtigen Meister seinen Sohn nennen zu dürfen.

Und nun stieg ein helles Bild um das andere in der Seele des jungen Mannes empor, von häuslichem Glück und stillem Behagen, von Wohlstand und Bürgerehre, daß er manchmal im Hammern innehielt und der Geselle ihm fragend und verwundert in's Auge sah, daß er gar nicht merkte, wie ein stattlicher Mann in langgelodter Perrücke, den Stock mit dem Silberknäuf in der Hand, im Eingang der Werkstätte erschien und mit sichtbarem Wohlgefallen den jungen Kecken am Ambos musterte. Erst als er rief: „Grüß' Gott, Meister Lukas! Immer frisch bei der Arbeit?“ da wandte sich der junge Schlosser erschrocken um. Ehrerbietig zog er sein Lederkappchen, wischte die rußige Hand an der Schürze ab und eilte auf seinen Gast zu. „Gott zum Gruß, Herr Professor! viel Ehre, daß Ihr mich in meiner Werkstätte heimsucht!“ sprach Meister Lukas sichtlich erfreut. „Seht, da hämmern wir gerade an dem Riegel zum Schloß für Euer Hausthor; vor dem Spitzbuben, Herr Doktor, ziehe ich die Mütze ab, der im Stande ist, das Schloß aufzusperren!“ „Gerade eines Riegels wegen, den Ihr für mein Haus fertigen sollt, bin ich zu Euch gekommen, Meister,“ sprach der Professor und lächelte absonderlich dazu. „Würdet Ihr Euch wohl getrauen, einen Riegel zu schmieden, der dem Blitz den Weg in's Haus versperrt?“ fragte der Professor fast feierlich und legte, indem er dem Meister fest in's Auge sah, seine Hand auf dessen Schulter. Wäre der Blitz gerade vor Lukas herniedergefahren und hätte den Ambos klastertief in den Erdboden geschlagen, er hätte nicht entsetzter dareinsehen können, als bei diesen absonderlichen Worten des gelehrten Professors. „Einen Riegel schmieden, der dem Blitze den Weg in's Haus

versperrt!" Es konnte kein Scherz sein, denn der Doktor Titius war als ein ernsther Mann bekannt und einen schlichten Handwerker zum Besten zu haben, das war von dem Gelehrten wohl auch nicht zu erwarten. „Ich kann Euch nicht verstehen, Herr Professor!" brachte Meister Lukas endlich mühsam hervor und wischte sich die hellen Schweißtropfen von der heißen Stirne. „Wenn Ihr Zeit habt, so treten wir ein wenig in Eure Stube," sprach der Professor, „dort will ich Euch alles klar machen." „Hört mich an, Meister!" fuhr er fort, als er sich im Großvaterstuhle des Schlossers niedergelassen. „Drüben über dem Meere in Amerika lebt ein Mann, der heißt Benjamin Franklin. Jeder, der diesen Namen nennt, sollte sein Haupt entblößen; denn der Mann hat der Menschheit schon viel Gutes erwiesen und ist gewiß dazu ausersehen, noch viel Segen über die Welt zu bringen. Er lebt in Liebe für das Volk; in zahlreichen Schriften spricht er zu ihm, er zeigt ihm, was noth thut, er weist ihm die Wege zum Besseren und pflanzt Sprüche der Weisheit in sein Herz. Und was er spricht und schreibt, das hat er nicht aus Büchern gelernt, er hat es aus einem Leben voll harter Kämpfe, voll Arbeit und Mühe geschöpft und darum bringt es auch so tief ein, wo es hingelangt, und darum blickt sein Volk, blickt die ganze Welt zu ihm in Ehrfurcht empor, wie zu einem Boten Gottes. Und seht Ihr, Meister Lukas, dieser Mann ist es, der ein Instrument erfunden hat, durch das es möglich ist, die Feuersgefahr abzuwenden, die den Gebäuden durch den Blitz droht; man nennt es Blitzableiter. Und einen solchen sollt Ihr für mein neues Haus anfertigen, gerade Ihr, denn Ihr habet ein wackeres Herz und darum seid Ihr's werth, der Erste in Deutschland zu sein, der den Gedanken des großen Mannes drüben über dem großen Ocean

aussührt.“ Der Schlosser wollte etwas entgegnen, doch der Professor ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Ich weiß es, daß es in Eurem Herzen klopft, als ob es ein Ambos wäre, auf dem böse Geister hämmern, und ich kann diese Gemüthsbewegung leicht verstehen, darum sollt Ihr jetzt weder Ja noch Nein sagen, sondern Sonntag nach der Kirche suchet mich heim und bringt mir Eure Antwort.“ Nach kurzem Gruße gieng der Professor dahin und mit ihm die Seelenruhe des jungen Meisters. Am Abend lehnte er einsam vor seiner Werkstätte. Drinnen verglommen die letzten Funken auf dem Herde und droben am nächtlichen Himmel entzündete sich Stern um Stern. Feierliches Schweigen lag ringsumher, nur hie und da schritt einer die stille Gasse dahin.

Sollte es doch wahr sein, was man spricht, daß der Professor keinen Glauben habe, daß er im Geheimen Zauberdinge treibe, daß er Nachts Zwiesprache halte mit den Geistern der Dämmerung? „Pfui! das sind abscheuliche Gedanken!“ rief dem Meister sein gesunder Menschenverstand zu, „das sind Einbildungen, die sich für einen Buben passen, dem die Großmutter Märchen erzählt, aber nicht für einen Mann, der die Welt gesehen.“ — „Heißt das aber nicht eingreifen in Gottes weise Weltordnung? Wie darf sich ein Mensch unterstellen, etwas zu unternehmen gegen das, was Gott schickt?“ flüsterte ihm wieder eine leise Stimme in seinem Innern zu. Und da kam ihm noch eine Erinnerung aus seiner Jugendzeit. Sein Vater war mit ihm hinausgegangen, um in der Dämmerung im Felde zu lustwandeln, und der fromme Wiedemann sprach über dies und das im Leben. „Sieh,“ hatte er damals gesagt, „gegen der Menschen Pläne muß der Mensch sich schützen mit all' seiner Kraft; doch was der Himmel schickt, das muß er in Demuth und Geduld ertragen, dagegen

darf er nicht murren und trogen.“ Ja, der gute Vater hatte Recht, der Versucher sollte keine Macht über ihn erlangen, und sollte ihm der Professor alle Arbeit entziehen, aus seiner Werkstatt solle der Niegel nicht hervorgehen, den Dr. Titius dem lieben Gott vorschieben wolle.

Die ganze Woche hindurch gieng Lukas wie in einem Traume verloren umher, die Hammerschläge, die einst so hell erklangen, gaben nur dumpfen Schall, kein fröhliches Liedlein wollte zwischen den Lippen hervor, und saß er am Feierabend bei seinen Schwiegereltern, so war er so schweigsam, als säünde ihm ein Unheil bevor. Endlich war der gefürchtete Sonntag da. Mit seinen Feierkleidern angethan, das Gebetbuch in der Hand, gieng er an der Seite seiner Schwiegereltern und seiner Braut zur Kirche. Mit Andacht hörte er die Predigt an. Der Priester sprach davon, daß es nicht genug sei, blos seine Zuversicht auf den Herrn zu setzen und müßig die Hände in den Schoß zu legen; der Mensch müsse sich Gott empfehlen in all' seinem Thun, müsse aber auch die Gaben brauchen, die ihm der Herr verliehen. Wer bitte, ohne zu arbeiten, wer um Hilfe stehe in der Zeit der Noth, ohne seine Rettung mit eigener Kraft zu versuchen, der erniedrige das Gebet zum Lippenwerk, der versuche den Himmel ebenso, wie der, welcher auf die eigene Macht bauend, die himmlische verachtet. Sinnend verließ der Meister das Gotteshaus und lenkte seine Schritte der Wohnung des Professors zu, die derselbe inne hatte bis zur Vollendung seines eigenen Hauses. „Ihr kommt gerade recht,“ rief der Professor dem eintretenden Meister entgegen. „Da will ich Euch zeigen, wie Blitz und Donner im Kleinen entstehen.“ Und damit führte Dr. Titius unsern Schlossermeister zu einer Elektrisirmaschine, die unter vielen Instrumenten auf dem Tische stand, und zog mit seinem

Knöchel einen Funken heraus, der von einem leisen Knistern begleitet war. „Seht Ihr, Meister,“ sprach der Professor, „was Ihr da als Knistern hört, das ist im Großen der Donner, und der kleine Funke erscheint im Großen als Blitz. Und diesem verderblichen Funken, der da herniederfällt in die Hütte der Armen wie in die Paläste der Reichen, der den Vater dahinrafft aus dem Kreise der Kinder, der den Säugling an der Mutterbrust nicht schont, der schon Dörfer und Städte eingeäschert und der Menschen Glück und Habe begraben, dem verderblichen Funken, Meister, wollen wir mit Gottes Hilfe Einhalt thun durch einen rechtschaffenen Blitzableiter.“

Wie der Professor so sprach, wurde es im Zimmer nach und nach finster. Der Meister erbehte. Eine Gewitterwolke hatte sich niedergelassen und ein flammender Blitz zuckte unter rollendem Donnerschlage hernieder. Gleichzeitig hörte man von verschiedenen Seiten Glockengeläute. „Hört Ihr das Geläute!“ rief der Professor, und seine mächtige Stimme übertönte fast den Donner. „Da zerzt der finstere Aberglaube an den Strängen, da glauben sie den Wetterstral zu verschrecken, und locken ihn herbei. Ich weiß es recht gut, sie werden Zeter schreien über mich und Euch, wenn wir den Blitzableiter auf's Haus setzen werden, sie werden sagen, daß wir Gott versuchen; aber sich anzumaßen, den Blitz zu vertreiben, den Gott gesendet, das ist ihnen ein frommes Werk. Derselbe Aberglaube, der in seiner Blindheit das Unheil herbeiruft über unsere Stadt, derselbe Aberglaube ließ Tausende und abermals Tausende ohne Arznei dahinsterven an der schrecklichen Seuche, denn Gott hatte sie ja gesendet; derselbe Aberglaube hat Scheiterhaufen erbaut und Menschen darauf zum Opfer gebracht, weil sie Gott einen andern Namen gaben; derselbe Aberglaube hat Menschen von Menschen gestoßen, ihnen das

Schwert in die Hand gedrückt, sich im blutigen Kampfe zu verderben. Und diesen Aberglauben wollen wir bekämpfen mit der Waffe der Wissenschaft, die der edelste Mensch geschmiedet. Meister, jetzt frage ich Euch, wollt Ihr mein Bundesgenosse sein, trotz der Menschen Hohn und Spott in diesem Kampfe für Gott und seine Wahrheit, so schlaget ein in meine Hand!" „Ja, ich will's!" rief der Schlosser aus. „Wohl habe ich nicht alles verstanden, was Ihr da eben gesagt, aber das fühle ich doch heraus, Ihr wollt etwas Gutes. Euere Sache ist Gottes Sache und Ihr fürchtet die Menschen nicht. Gebet mir nur alles an und Ihr sollt mit mir zufrieden sein.“ „So wollen wir denn Arm in Arm, wie es sich für Waffenbrüder schickt, in Euere Werkstätte gehen," sprach der Professor, ergriff den verlegenen Meister am Arm und führte ihn Angesichts der staunenden Menge in dessen Wohnung.

Des anderen Tages wußte es die ganze Stadt, welches Werk den berühmten Professor und den schlichten Schlossermeister so fest verbunden hatte, einige schüttelten die Köpfe darüber, andere hohnlachten, wieder andere gaben ihrer Entzündung über ein so gottloses Unternehmen, wie sie es nannten, in harten Worten Ausdruck; nur ein kleines Häuslein freute sich, daß die Wissenschaft einen neuen Sieg erringen sollte über den blinden Aberglauben. Mit Andacht im Herzen, als nahte er sich einem Altar, trat unser Meister am nächsten Morgen zu seinem Ambos, und als der Hammer mit wuchtigen Schlägen auf das Stück Eisen herniederfiel, aus dem der Bligableiter geschmiedet werden sollte, da war es ihm, als ertönte feierlicher Glockenklang, und sein Herz hob sich so stolz und beglückt wie nie zuvor. Auch der Durst, der in der langen, bangen Woche des Zweifels nicht recht einkehren wollte bei unserem Meister, stellte sich nun wieder ein und Lukas warf

dem Jungen ein Silberstücklein zu mit dem Auftrage, einen Humpen frischen Bieres vom Adlerwirt zu holen. Doch bald kehrte der Lehrjunge mit leerem Krüge und mit verlegenem Gesichte wieder. „Nun, was ist's?“ rief ihm der Meister fast zornig zu, „hast du vielleicht das Geld verloren?“ „Das nicht,“ erwiderte der Knabe, „aber der Adlerwirt hat mich fast zur Thüre hinausgeworfen und mich angeschrien: „Der Blitzschlosser kriegt von mir keinen Tropfen Bier, und wenn er gleich verdursten oder ich meine Schenke darüber sperren müßte.“ Noch einen Tag früher hätte dieser Schimpf den leicht erregbaren Mann tief verletzt, heute lachte er darüber aus vollem Herzen. „Nun, das ist ein gutes Zeichen für mein Werk, wenn sich ein solcher Narr wie der Adlerwirt darüber ärgert,“ sprach er fröhlich und schickte in die nächste Schänke. Doch es sollte noch besser kommen.

Des anderen Tages trat der Diener der ehrsamten Schlosserzunft in die Werkstätte unseres Meisters und brachte ihm den Auftrag, um 10 Uhr im SitzungsSaale des Rathhauses gebührend zu erscheinen. Obwohl darob verwundert, kam Lukas dennoch der Weisung nach. Hatte er schon Tags zuvor gemerkt, daß ihm die Leute, die er freundlich grüßte, nur halb dankten, so wurde ihm dies heute noch auffallender; man mied ihn ja förmlich. Im Rathssaale waren die Vorsteher und Meister der Schlosserzunft versammelt und sahen gar feierlich drein. Als dem Geladenen ein Platz geboten war, erhob sich der Älteste und sprach mit ernster Stimme: „Meister Lukas! Vor einem Jahre haben wir Euch auf Euere Bitte in die ehrsame Zunft der Schlosser dieser Stadt aufgenommen, Ihr habet uns hierbei mit Hand und Mund gelobt, stets der Ehre des Handwerks eingedenk zu sein, durch tüchtige Arbeit und redlichen Lebenswandel dieselbe zu erhöhen und nichts zu

unternehmen, was sie beslecken könnte. Nun haben wir zu unserem Leidwesen erfahren, daß Ihr Euch mit dem Dr. Titius verbunden habet zu einem gottlosen Werke, daß Ihr vorgebet, eine Vorrichtung herzustellen, welche den Blitz fängt und gefangen hält, daß Ihr Euch anmaßet, in die Einrichtungen Gottes einzugreifen mit frevelnder Hand. Sollte sich diese Nachricht bewahrheiten, so fordern wir Euch im Namen des Handwerks in Gegenwart dieser ehrenwerten Meister hiermit feierlich auf, Euer begonnenes Werk aufzugeben, die Verbindung mit dem Professor sogleich abzubrechen und durch öffentliche Buße darzuthun, daß Ihr Euer Unterfangen bereuet!"

Bei diesen Worten stieg unserem Meister die Bornesröthe in's Angesicht, doch er mäßigte sich und sprach: „Ehrenwerthe Vorsteher und Meister! Ich erkläre Euch hiemit kurz und blündig, daß ich das angefangene Werk in Gottes heiligem Namen vollenden werde, trotz aller Menschen Spott und Haß, daß ich mir's als eine besondere Ehre anrechne, daß mich der Herr Professor Titius seines Vertrauens würdigt.“ „Nun, so streichen wir Euch hiemit aus dem Zunftbuch aus und unsere Gemeinschaft ist mit dieser Stunde für immer zerissen!" rief der Zunftälteste aus. „Sei's!" entgegnete Meister Lukas. „Und wenn sich alles von mir abwendet, ich vollbring's, was ich begonnen, ich will die Waffe schmieden, die gegen die Dummheit und den Aberglauben kämpft, und sollte ich darüber zu Grunde gehen. Doch ich fühl's in meinem Herzen, ich werde bestehen, aber die Pläne derer werden und müssen vergehen, die sich anmaßen, den Verstand des Menschen zu knechten und zu knebeln. Die Zukunft wird lehren, wer von uns Recht behält, Ihr Herren!" Und fort stürmte der Meister seiner Werkstätte zu und mit einem Eifer, als sollte

es heute noch vollendet werden, hämmerte er lustig darauf los und sang und jubelte, wie er's schon lange nicht mehr gethan. Des Abends besuchte er seine Schwiegereltern und erzählte ihnen, was heute auf der Rathsstube vorgefallen. Der Meister Stenz, der schon beim Empfange nicht so freundlich wie sonst war, legte sein Gesicht in ernste Falten und sprach: „Ihr wißt, Meister, wie geehrt ich mich durch Euere Bewerbung um die Hand meiner Tochter gefühlt habe, wie freudig ich das Jawort gab. Aber auch ich muß Euch heute bitten, von einem Werke abzulassen, das gewiß kein gutes und ehrbares sein kann, da sich der übermüthige und ungläubige Professor dessen bedienen will, Gottes Weltordnung freventlich zu zerstören. Mag sich der Doktor einen andern suchen, der seinen Hammer für den Teufel schwingt, Ihr gebet fortan jede Gemeinschaft mit ihm auf. Nicht wahr, Ihr versprechet mir das, Meister Lukas.“ „Das kann ich nicht, Vater!“ rief Lukas aus, „nein, ich kann es nicht. Ich sehe es als eine himmlische Gnade an, daß Gott just mich ausersehen, ein Werk zu schaffen, daß die Welt befreien soll von Noth und Gefahr, das —“ „Nun so wißet, der Blistschlosser wird mein Eidam nie und nimmermehr!“ schrie der Bäcker und wies mit dem Finger nach der Thüre. „Mein Haus soll ferner keinen Narren oder Ungläubigen sehen, der sich anmaßt, weiser zu sein als Gott selber!“ Der Meister hatte genug, er gieng. Der Himmel, den er sich in seinen Träumen aufgebaut, er war eingestürzt und dunkel war's rings um ihn her. In seinem Stübchen warf er sich angekleidet auf sein Lager und seufzte tief und schwer. Da trat der Mond hell und lächelnd aus den Wolken hervor und blickte durch das Fenster. Da erschien dem Meister gegenüber an der Wand ein Bild mit ernst-freundlichen Zügen, vom Mondschein sanft verklärt und darunter stand mit

großen Zügen: Benjamin Franklin. Freudig sprang der wache Träumer auf. „Bist du in meine Stube gekommen, großer, edler Mann, mich zu mahnen, auszuhalten und dir treu zu bleiben? Ja, ich will dir treu bleiben, und wenn mein ganzes Lebensglück in Trümmer geht. Ich weiß, was ich thue ist recht und von dem Wege des Rechts soll mich kein Mensch abbringen. Ist ja gar vieles über mein armes Herz herein- gebrochen seit wenigen Stunden, und dennoch hat's in meinem ganzen Leben nie stolzer und freudiger geschlagen.“ Doch, wie war das Bild hierher gekommen. Ein Zettel, der auf dem Tische lag, klärte ihn bald auf. Auf dem Zettel stand geschrie- ben: „Das Bild des großen Meisters in der neuen Welt sendet der Professor Titius dem Blitzschloss.“

Der Tag, wo der Blitzableiter am Hause des Doktors angebracht werden sollte, war erschienen. Vor dem Hause war eine unabsehbare Menschenmenge erschienen und einer flüsterte dem andern zu, man spreche allgemein davon, das Strafge- richt Gottes werde sich an dem Blitzschloss heute schrecklich erfüllen. Der Meister selber stand droben hoch auf der Dach- firste zwischen Himmel und Erde. Ehe er den ersten Hammer- schlag that, faltete er still und andächtig die Hände zum brünstigen Gebete. Nicht vor, nicht rückwärts sah er, nur auf seine Arbeit war sein Auge und sein Sinn gerichtet und mit einem aus der tiefsten Seele entstiegene „Gott sei Dank!“ that er den letzten Schlag. Da tönte ein Schuß, der Meister wankte, ließ die Stange los und stürzte in die Tiefe. Doch als trügen ihn Engel des Himmels, kam er unverfehrt am Boden an und der Schrei des Entsetzens, der sich aus der Brust der Tausenden, die da versammelt waren, entrang, ver- wandelte sich in Jubel. Und alle, die den guten Meister seines Werkes halber bisher verspottet, verfolgt und gekränkt, sie

kamen alle, ihr Unrecht gut zu machen. Vor allem der Bäcker Stenz, der, seine Tochter an der Hand führend, die Hand seines Kindes vor dem versammelten Volke in die Hand des jungen Meisters legte, dessen Glück nun wieder vollkommen war. Das Einzige, was es für einen Augenblick trübte, war die Nachricht, daß in Hamburg einige Tage früher als in Wittenberg ein Blitzableiter aufgerichtet worden war. „Was thut's,“ tröstete ihn seine Braut, „bist du auch in Deutschland der zweite, in Wittenberg bist du der erste, und vielleicht in der Welt der einzige, der für sein Werk so viel gelitten!“ Wer den Schuß abgefeuert, der dem Meister verderblich werden und bei dem Volke den Glauben an ein Strafgericht Gottes erregen sollte, blieb ein Geheimniß. Genug, er verfehlte zweifach sein Ziel.

Den Namen „Blitzschlosser“ behielt Lukas sein Leben lang, doch er hätte keinen Dokortitel dafür eingehandelt, er betrachtete ihn stets für seinen höchsten Ehrentitel, selbst dann, als er einige Jahre darnach Zunftmeister wurde. Heller.

Lebensgeschichte eines Brettes.

Ein grobes, viereckiges Brett lag einmal in dem Winkel der Werkstatt eines Tischlers, ganz bedeckt mit Staub und Spinnweben. Die kleinen Kinder von der Straße kamen manchmal des Winters in die Werkstätte und spielten mit den Spänen und Stückchen Holz, die auf dem Boden lagen; dann setzten sich wohl auch zwei oder drei auf das alte Brett und erzählten sich von dem Christkindchen und von den lustigen Fischlein im Bache. Das alte Brett hörte dies alles mit an, bis es endlich eine solche Sehnsucht bekam, aus dem dunkeln

Winkel an die helle Sonne zu kommen, daß es keine Ruhe und keinen Frieden mehr fand.

So verging der ganze Winter und immer noch lag das Brett in dem staubigen Winkel. Endlich — kam einmal ein Mann in die Tischlerwerkstatt, der hatte einen Stock in der Hand und sah sehr mürrisch aus; er sprach mit dem Tischler, aber das Brett konnte nicht alles verstehen, denn der Junge dicht neben ihm sagte so laut. Der Tischler aber kam auf das Brett zu, nahm es aus dem Winkel und wischte den Staub davon ab. Dann wurde es auf die Hobelbank gelegt, glatt gehobelt und schön viereckig geschnitten. Nun war es ganz stolz, daß es so glatt und hübsch aussah; dann kam es zum Anstreicher, der strich es schwarz an und malte ein paar weiße Buchstaben darauf. Nach einigen Tagen kam ein Mann, um es abzuholen, und trug es auf seinen Schultern die Straße hinunter, der Wiese und dem Forellenbach zu; dann pflanzte er das Brett in das volle grüne Gras und gieng weg. Das Brett sah sich in den grünen Feldern um, das Gras stand hoch und dicht, Bienen summten um die blühenden Blumen, und kleine Vögelein zwitscherten in den Hecken.

Das Brett fühlte sich so glücklich und sagte zu sich selbst: „Gewiß werden nun die Kinder bald kommen; wie werden sie sich freuen, mich hier zu finden, wie werden sie lachen und singen und um mich herum tanzen! Sie werden wohl Kränzchen von den schönen Gänseblümchen pflücken und mir umhängen.“

Nach einiger Zeit hörte es Stimmen vom Fußpfade her; ein kleines Mädchen führte ihren blinden Großvater an der Hand. Plötzlich, als es das Brett sah, hielt es inne und sagte: „Ach, Großvater, wir dürfen nicht durch die Felder gehen,

da steht ein schwarzes Brett und darauf steht, man dürfe nicht über die Wiese gehen.“

Der alte Mann schüttelte seinen Kopf und sagte: „Manches Jahr bin ich schon durch diese Felder gegangen, an dem Bache spielte ich, als ich noch ein Kind war, und habe gar viele schöne Blumen im Grase gepflückt, und nun, da ich alt und blind bin, darf ich nicht über die Wiese gehen.“

Das kleine Mädchen hielt die Hand des blinden Großvaters fest in der ihrigen und war sehr traurig. Ihr könnt euch gar nicht denken, wie betrübt das arme Brett war, als es die Beiden still umkehren sah, um durch die staubige Allee nach Hause zu gehen.

Bald darauf kam ein Trupp Kinder lachend und jubelnd aus der Schule. Einige von ihnen riefen, sie wollten nun Ball spielen, und einer der Knaben hatte ein kleines Schiffchen, das wollte er auf dem Bache schwimmen lassen.

Bald rief einer der Knaben: „Seht nur, das große, schwarze Brett! Wir dürfen jetzt nicht mehr auf der Wiese spielen. Das hat gewiß der Mann gethan, der in die Werkstatt gekommen ist und sich ein Brett hat abhobeln und anstreichen lassen.“

Im Zorne warf einer der Knaben einen Stein nach dem Brette. Es that zwar seinem hölzernen Gesichte nicht sehr weh, aber es war doch betrübt und wünschte, es wäre lieber zu Spänen gehobelt worden, ehe es die Werkstatt verließ.

Schon fielen einige Regentropfen, da kam eilig eine Frau des Wegs daher, die trug ein blaßes Kind in ihren Armen.

Zum erstenmale war das Kind nach einer langen Krankheit an die frische Luft gekommen. „Ach, bring' mich doch

nach Hause, liebe Mutter," sagte das kleine Kind, „ich bin so müde.“

„Durch die Felder werden wir ja bald nach Hause kommen," sagte die Frau und blieb für einen Augenblick stehen, um das Kind in ihr Tuch zu hüllen und vor dem Regen zu schützen. Als sie aber aufblickte und das schwarze Brett sah, kehrte sie um und mußte durch die lange, schmale Gasse gehen.

Das Kind aber seufzte: „Ach, Mutter, ich bin so müde und kann nun auch die schönen Gänseblümchen nicht sehen," und klagte so fort die lange Gasse hinunter, bis es nicht mehr zu hören war. Das that dem armen Brett noch weher, als die Steine, die die Knaben nach ihm geworfen hatten.

Es wurde dunkel, und das Brett war ganz allein auf dem Felde, die ganze Nacht hindurch wehte der Wind, und das arme Brett ächzte und stöhnte vor lauter Betrübniß.

Ein Tag nach dem andern vergieng, ohne daß die Dorfkinder wieder zur Wiese gekommen wären; der blinde Mann war krank und schwach und hatte nicht mehr den Wunsch, auf die Wiese zu gehen; das blasse Kind war todt, und die Mutter hatte ein paar Blümchen, die sie auf dem Felde gepflückt, auf das Grab gesetzt; niemand, als der mürrische Mann gieng über das Feld, und den zu sehen, war doch wirklich kein Vergnügen.

Der Herbst war recht naß und traurig, und das Brett stand ganz allein auf dem Felde. Als nun alles Gras gelb geworden und die Blumen verwelkt waren, da fühlte sich das arme Brett so krank im Herzen und so müde seines Lebens, daß es den Sturmwind bat, er möge es in's welke Gras legen. Der Wind erfüllte seinen Wunsch und gab dem Brette plötzlich einen Stoß, daß es gerade in die Nesseln hinein fiel; aber es fühlte sie nicht und wünschte nur, der Schnee möge

es bedecken. Da fielen viele Schneeflocklein vom Himmel herab und deckten das arme Brett zu, und es schlief nun gar sanft unter der warmen Decke den ganzen Winter hindurch.

Als aber die Schwalben wieder kamen und die ersten Weilchen ihre Köpfchen zur Erde herausstreckten, da giengen die Knaben hinaus mit Bogen und Pfeil und wollten sich im Schießen üben; die Schießscheibe hatten sie vergessen und so mußte denn das arme Brett herhalten.

Einer von ihnen bemalte es mit grünen, rothen und weißen Streifen, den Mittelpunkt aber nannten sie das Ochsenauge, und der war schwarz; wer da hinein trafe, meinten sie, solle den Preis haben.

Das arme Brett freute sich, so schön bemalt zu sein und so lustige Knaben um sich her zu haben. Jedesmal, wenn ein Knabe das Brett traf, zitterte es vor Entzücken.

Der Herr, dem die Wiese gehört hatte, war indessen krank geworden und gestorben. Da kam der Schreiner am Felde vorbei und nahm das Brett mit sich nach Hause. Da that nun das Brett seinem Herrn den letzten Liebesdienst und schloß als Sarg den Leib seines Herrn ein, dem es bis zum Tode treu war.

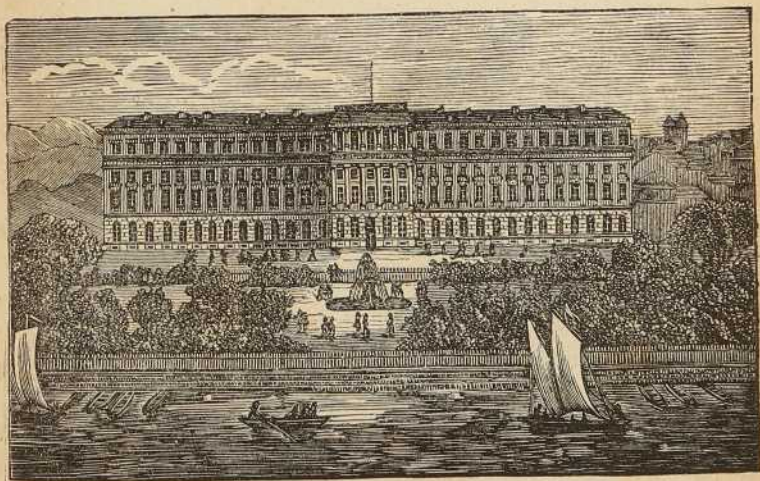
S. Mehler.

Ferien!

Die Sonne sendet brennende Pfeile auf die Erde herab. Kein kühlendes Lüftchen mildert den Brand, unter der drückenden Schwüle seufzt hilflos Mensch wie Thier. In der großen Stadt, wo sonst so reges Leben pulsiert, ist es jetzt auch stiller geworden; die Menschen sind zum großen Theile fortgezogen: in die Berge, auf die Dörfer. Ja wer doch draußen sein

könnte! Doch warte nur, bald kommen die Ferien, dann schnüre auch ich den Ranzen und ziehe meines Weges.

Siehst du im Bilde das Haus am See? Das ist mein Ziel, dort werde ich wohnen, und von dort aus das im Hintergrunde ragende Gebirge durchstreifen, die Wälder durchziehen, den See, den fühlen, auf leichtem Rahne befahren. O wie freue ich mich der Zeit, wo ich singen werde:



Am Genfersee.

Fahr aus, du Staub, der in mich kam,
Schulweisheit und du Bücherkram, in alle Winde fliehe,
daß die Natur einziehe!
Herz, öffne dich nur weit und breit,
denn all' die grüne Herrlichkeit
muß Raum in dir jetzt finden.

Das thörichte Vögelein.

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu. Auf einer Eberecke hielt eine Schar Vögel eine große Verathung über die Zeit, wann es am angezeigtesten wäre, die große Wanderung nach dem Süden anzutreten. Eine alte Drossel ergriß schließlich das Wort und erklärte den Jungen, welche die Reise zum erstenmale mitmachen sollten, wie weise es eingerichtet sei im Reiche der Vögel, daß die meisten vor dem kalten, kargen Winter flüchten und in wärmeren Ländern abwarten, bis bei uns der Frühling wiederkehrt. Sie schilderte mit einem Feuer, welches man von einem so betagten Vogel kaum erwartet hätte, all' die Herrlichkeit, mit der sich der Süden zu ihrem Empfange schmücke: den ewig blauen Himmel, die Lorbeer- und Myrthengesträuche, die duftenden Limonienwälder, die Rebenhügel und Rosenbäume. Das junge Volk brach in einen Sturm des Entzückens aus und einige der Gelbschnäbel verlangten mit großem Ungeflüm, man möge die Reise sogleich antreten. Kaum daß die Drossel zu Worte kommen konnte, so groß war der Tumult. „Meine Kinder,“ sprach sie endlich, „es trennen uns aber Berge, die bis zum Himmel reichen, unendliche Meere, wo selten ein Ruheplatz zu finden ist, von jenem Wunderlande und mancher, der mit froher Hoffnung fortgezogen, starb hilflos unterwegs, oder erlag den Künsten des Vogelfiellers. Doch habet nur Muth und folget dem Beispiele der Alten und Erfahrenen, so wird es euch mit Gottes Hilfe gelingen, glücklich an's Ziel zu gelangen.“ Diese Worte ernüchterten die freudetrunkene Schar ein wenig. Einige sogar schmiegt sich in eine Ecke und dachten darüber nach, ob es am Ende doch nicht besser wäre, da zu bleiben als so großen Gefahren Trotz zu

bieten. Einer dieser feigen Gesellen zerbrach sich den Kopf, wie es nur möglich wäre, ohne die Mühen und Beschwerlichkeiten der Reise dennoch die Freuden zu genießen, welche den Muthigeren zu Theil werden.

„Ich hab's! ich hab's!“ rief er endlich freudig aus. „Als alle Bäume bereits abgeblüht hatten, stand ein junges Bäumchen noch blütenlos, da setzte ich mich auf dasselbe, und sang, und so groß war der Zauber meiner Stimme, daß plötzlich das Bäumchen vor Entzücken eine Blüte um die andere entfaltete. Ist mir das damals gelungen, wo ich kaum dem Ei entschlüpft war, wie viel leichter wird's jetzt gelingen, wo ich ein Meister im Gesang geworden bin. Dort ist ein Wäldchen, das mir besonders wohlgefällt, dort flieg ich von Baum zu Baum und singe so lange, bis sie mit Blätter belaubt und mit Blüten geschmückt dastehen, und dann habe ich dasselbe ohne Mühe, wie jene Karren, die erst über das Weltmeer ziehen.“

Der letzte Zug der Vögel war vorüber, alle hatten die große Reise angetreten, nur das thörichte Vöglein nicht. Als die Stürme rauher wurden, die Regengüsse sich einstellten, flog es seinem Plane gemäß von Ast zu Ast und sang, bis es heiser ward, aber vergebens! Die dürrn Äste blieben unbelaubt. Nach der ersten grimmigen Frostinacht lag das thörichte Vöglein todt auf der fahlen Erde.

A. Lenz.

Das Petroleum.

Wie traulich ist's, wenn Vater, Mutter und Kinder stillvergnügt um den Tisch sitzen, auf dem die brennende Petroleumlampe steht, die das Stübchen freundlich erhellt!

Der Vater liest wohl aus einem Buche eine schöne Geschichte vor, die Mutter und die Schwestern, das Strickzeug in der Hand, hören aufmerksam zu und auch das Büblein, das am Boden mit seinen Pferdchen gespielt, lauscht aufmerksam den Worten des Vaters. Und über alle breitet die Petroleumlampe einen milden und doch hellen Schein. Woher kommt das Petroleum, dessen Gebrauch eine so schnelle Verbreitung gefunden hat? Würde man euch fragen, ihr hättet wohl die Antwort schnell bei der Hand: „Nun, woher anders als vom Kaufmann.“ „Woher aber erhält es dieser?“ Darauf bleibt ihr die Antwort vielleicht schuldig. Nun ich will's euch gerne erzählen. Das Petroleum oder Steinöl, auch Felsöl genannt, quillt in vielen Gegenden aus der Erde hervor. Die ergiebigsten Quellen findet man in Asien und Amerika, besonders im letzteren Welttheile, wo man in sogenannten Senkbrunnen eine ungeheure Masse dieses Beleuchtungsmaterials zu Tage fördert und in alle Welt versendet. Auch in Europa wird Petroleum gefunden in den reichen Steinkohlen bei Coalbrookdale in England, in Italien bei Amiano, im Herzogthum Parma, bei Modena, in der Schweiz, bei Lampertsbad; an vielen Orten Galiziens und in Frankreich bei Béziers fließen reiche Quellen dieses Erdöles hervor. Sogar auf der Oberfläche des Meeres schwimmend, fanden es die Seefahrer bei den Inseln des grünen Vorgebirges.

Erst in neuester Zeit erlangte das Petroleum seine allgemeine Verbreitung und durch dieselbe seine allgemeine Anwendung, es ist den Menschen aber schon seit uralter Zeit bekannt und spielte im religiösen Leben der alten Völker eine hervorragende Rolle. Die alten Aegyptier gebrauchten dieses Erdöl zur Einbalsamierung ihrer Todten. Die heiligen, den Göttern geweihten Opferflammen, die auf den Altären der alten Griechen

sich selbst nährend niemals erloschen, sind den Forschungen gelehrter Männer zufolge nichts anderes, als entzündete Ausströmungen des Steinöls. Die Befenner des Zoroaster, die vorzüglich in Persien angetroffen werden, beten noch heute die brennenden Petroleumquellen, mit heiliger Ehrfurcht auf den Boden hingestreckt, an. Sie verehren in denselben den Geber alles Guten, der, so wie das Feuer erwärmt und erleuchtet, das Weltall in unendlicher Liebe beglückt. Die Indier dagegen fliehen solche Orte, von denen es in ihrem Lande mehrere gibt, mit Entsetzen — für sie ist das ausströmende Feuer das Sinnbild des alles zerstörenden Bösen.

So sehr man sich auch des schönen Lichtes freut, welches das genannte Beleuchtungsmateriale spendet, so sehr fürchtet man es seiner leichten Entzündbarkeit wegen und hat in der That allen Grund dazu, wenn man bedenkt, daß das entzündete Petroleum ein fließendes Feuer ist, dessen man nicht so leicht Herr zu werden vermag. Die Wissenschaft aber hat Mittel gefunden, aus dem Petroleum jene Stoffe zu entfernen, welche es eben gefährlich machen, nur wird leider dieser Sieg der Wissenschaft durch den Eigennuz vernichtet, der das gereinigte Petroleum nicht selten fälscht. Das gereinigte Petroleum ist leicht daran zu erkennen, daß es fast farblos ist und sich bei einer Berührung mit einem brennenden Körper nicht so leicht entzündet. Aber das gereinigte Petroleum muß sorgfältig gebraucht und aufbewahrt werden. Letzteres geschieht, ob in größeren oder kleineren Mengen, stets am besten in metallenen Gefäßen.

Beim Brennen des Petroleums muß von demselben im Verhältnis der Lampe immer mehr enthalten sein, als zum einmaligen Gebrauch nothwendig ist. Um dies stets beurtheilen zu können, ist es gut, wenn das Verhältnis aus durchsichtigen

oder durchscheinenden Stoffen, wie Glas, Porzellan besteht. Eine Lampe, in der Petroleum gebrannt werden soll, darf keinen Spalt haben, wodurch es möglich wird, daß der Brennstoff in zu großer Menge in den Raum eindringt, wo sich der Docht befindet.

Zerbricht der Cylinder, so thut man gut, die Flamme sogleich abzulöschen, denn hat sich die Metalleinfassung bis zu einem solchen Grade erhitzt, daß das Steinöl verdampft, so ist man der größten Gefahr ausgesetzt. Der Dampf kann Feuer fangen und eine Explosion herbeiführen, die nicht nur die Lampe zerstört, sondern auch durch das Ausströmen der erhitzten Flüssigkeit bedeutenden Schaden zu verursachen vermag. Zum Löschen des entzündeten Petroleums ist Wasser nicht zu gebrauchen. Asche, Erde, Sand und Kies leistet, vernünftig angewendet, die besten Dienste.

War Jemand so unglücklich, sich durch entzündetes Petroleum Brandwunden zuzuziehen, so wende man, bevor der Arzt kommt, leinene Umschläge mit frischem Wasser oft wiederholt an.

F. Schmidt.

Auf der Alp.

Der fröhliche Tag der Alpfahrt ist gekommen, nun geht's hinan im festlichen Zuge. Hirt und Herde sind voll Lust, es ist, als wüßten auch die Thiere, daß jetzt für sie hoch oben ein freies herrliches Leben beginnt. Sie klettern den steilen Weg mit Muth und Ausdauer, ja oft mit Muthwillen empor. Der Hirt oder Senne, in sauberem Sonntagsstaat mit Blumen und Bändern reich geschmückt, geht voran, sein treuer

Hund neben ihm, vor ihm hüpfst in lustigen Sprüngen ein schmuckes, buntbebandertes Ziegenpaar. Dann folgen drei Kühe mit mächtigen Schellen, sogenannten Trichlen, die oft einen Fuß im Durchmesser haben. In den mächtigen Tönen dieser Schellen, auf welche die Thiere nicht wenig stolz sind, klingen die Glocken der übrigen Herde melodisch darein, welche von dem „Handbuben“, dem Gehilfen des Sennen geführt wird. Den Zug beschließt der Stier, den einbeinigen Melkstuhl zwischen den mit Blumen beschmückten Hörnern. Dabei wird der Kuhreigen gesungen. Dieser eigenthümliche, jauchzende Gesang, der nur in den Alpen zu finden ist, besteht aus einem stundenlangen Trillern, Zodeln, in dem bald fröhlich hüpfende, bald langezogene ernst klingende Töne rasch abwechseln. Dieser Kuhreigen, der auch auf dem Horn geblasen wird, übt auf den Alpenbewohner und auf sein Vieh einen wahren Zauber aus. Hört ihn der Sohn der Alpen in der Fremde, so erwacht in ihm das Heimweh mit solcher Macht, daß er oft alles aufgibt und der Heimat zueilt, oder nicht selten langsam auf dem fremden Boden dahin siedht. Die Klänge des Kuhreigens locken das Vieh auf der Alp an den Hirten an, im Thale wird es oft wie rasend, wenn sie an sein Ohr dringen.

Droben auf der Alp führt der Senne ein einsames Leben. Wochen vergehen oft, ehe ihn jemand aufsucht. Daher kommt es, daß er sich tief in das große, erhabene Panorama der Alpenwelt versenkt und seine Seele gleichsam mit diesen wunderbaren Bildern verwächst. Wer einmal Senne gewesen, der kann seinem Stande oft eben so wenig entsagen, als der Alpenjäger. Und doch ist das Leben des Sennen recht ärmlich. Milch, Butter, Käse und Brot sind seine einzige Nahrung, sein Lohn ist sehr gering, eine aus Balken nothdürftig erbaute Hütte ist die Wohnung, die er meist mit dem Viehe theilt;

in manchen Gegenden hat das Vieh keinen eigentlichen Stall, sondern lagert sich um die Hütte. Dem Sennen oder der Sennerin ist meist ein Handbub zur Hilfe beigegeben, er bringt die Milcherzeugnisse in das Thal und den nöthigen Brotvorrath und das Salz auf die Alp. Gefährlich ist das Weiden des Viehes, wenn dasselbe auf einer schmalen Felskante an Abgründen vorbeiziehen muß. Da hat der Hirt all' seine Klugheit anzuwenden, um die Thiere vor dem Sturze in die Tiefe zu bewahren und zum Vorwärtsschreiten zu ermuntern. Der schrecklichste Augenblick für den Hirten ist es, wenn eines jener furchtbaren Ungewitter losbricht, wie sie im Hochgebirge nicht selten sind. Finsternis bedeckt die Höhe, wahre Flammenbäche zucken aus den Wolken nieder, das Donnern gleicht einer ununterbrochenen Kanonade, von Regengüssen oder von Schossen begleitet. Da geräth das Vieh in eine wahre Verzweiflung, alle Ordnung ist aufgelöst, nach allen Richtungen der Winde rose fliehen die Thiere laut brüllend auseinander. Da heißt es Muth haben und die Fassung bewahren, soll nicht der größte Theil der Herde zu Grunde gehen. Der Hirt stürzt unter die Herde, schreit hierhin, wirft dorthin ein Schmeichelwort, lockt die Heerde und ruht nicht eher, bis alles wieder bei einander ist. Aber all' die schrecklichen Momente werden reichlich aufgewogen von den stillen, glücklichen Stunden, die der Senne hoch oben auf der Alp genießt. Wenn er früh dem großen Flammenmeer des Sonnenaufgangs zujauchzt und Abends vor der Sennhütte im stillen Sinnen der verglimmenden Abendglut sein Abschiedsliedchen singt, wenn er sich von den höchsten Spitzen ein Alpenröslein oder ein Pflänzchen Edelweiß geholt und seinen Hut damit aufgeputzt hat, dann tauscht er mit Keinem auf der Welt. Die wichtigsten Geschäfte des Sennen oder der Sennerin bestehen nebst dem Weiden

und dem Melken, das bei großer Kinderzahl recht beschwerlich ist, in der Butter- und Käsebereitung.

Die Gefahren, welche das Vieh auf den Alpen stets bedrohen, sowie das freie Zusammenleben macht es munterer und klüger, als das im Thale. Die Alpenkuh kennt jede Staude, jeden Grasplatz, jede gefährliche Stelle, die sie je betreten, kennt den Lockton des Hirten, weiß die Stunde des Melkens, wann es Salz bekommt und die Zeit der Heimkehr sehr genau; ja es erkennt die Anzeichen des nahenden Gewittersturmes oft früher als der Hirt selbst.

Frauenmäntelchen, Mutterkraut, Alpenwegerich sind des Viehes beste und würzigste Nahrung. Die Sonne brennt nicht heiß wie im Thale, und die freie, frische Luft erhält es gesund und kräftig. Daher gedeiht es auch ausgezeichnet und seine Milch liefert die beste Butter und den vortrefflichsten Käse.

Die Heerkuh, welche die größte Schelle trägt, ist nicht allein die schönste, sondern auch die stärkste. Sie nimmt bei jedem Umzuge stets den ersten Platz ein und weiß diesen mit ihren Hörnern nachdrücklichst zu behaupten. Ihr schließen sich die Stärksten und Muthigsten an, die Jungen und Schwächlichen begeben sich bei jeder Gelegenheit in ihren Schutz. Eine solche Kinderherde stellt auch eine so ansehnliche Macht dar, daß sie selbst die freien Bewohner der Alpen respektieren müssen. Es kommt selten vor, daß sich eine Gemse unter die kletternden Ziegen mischt, nie, daß sich ein Dachs, ein Murmelthier, ein Steinbock oder ein Berghase in die Nähe der Herde wagt. Sie würden auch nicht geduldet werden und im Kampfe stets den Kürzeren ziehen. Nur die Räuber des Gebirges: der Wolf, der Bär wagen den Kampf, der nicht immer glücklich für sie ausfällt.

Ist der Sommer zu Ende, so zieht der Senne oder die Sennerin mit ihrer Herde reich geschmückt unter Glockenklang und fröhlicher Liedern zu Thal. Fehlt kein Stück, so werden die Heimkehrenden mit Jubel empfangen; ist einem der Thiere ein Unglück zugestoßen, so fällt der Schmuck der Herde nur dürftig aus und der Empfang ist kein besonders ehrender.

G.

Der Rattenfänger von Hameln.

In der Stadt Hameln an der Weser war einst große Noth; denn die Mäuse und Ratten hatten sich derart vermehrt, daß man sich ihrer kaum noch erwehren konnte. In alle Behälter nagten sie sich Eingänge, alle Lebensmittel wurden von ihnen aufgefressen, am helllichten Tage huschten sie durch die Gemächer und beunruhigten Nachts die Schläfer. Katzen und Fallen vermochten nichts gegen die Menge des Ungeziefers. Da schritt eines Tages ein wunderbarlich aussehender Mann, bald von einem Haufen Neugieriger umringt und begleitet, durch die Straßen der Stadt. Sein Gewand war von grellrother Farbe, seine Schuhe waren von hellgelbem Leder und hochgeschnäbelt, ein breitkrämpiger und spitzer rother Hut, an dem eine lange Hahnenfeder schwankte, beschattete das scharf geschnittene Gesicht mit den dunkeln, blitzenden Augen. Red war der Gang des Mannes; von Zeit zu Zeit aber blieb er stehen, zog eine kleine Pfeife aus der Tasche und entlockte ihr schrille Töne. Dann rief er laut: „Wen plagen Ratten, wen plagen Mäuse? Mich fragt kein Mensch mehr, wie ich heiße, ich bin der weltbekannte Rattenfänger!“ So kam er bis zu dem Rathhause, wo die Rathsherrn versammelt saßen und eben beschlossen hatten, im Namen der Stadt mit dem Fremden,

der so vielverheißend seine Dienste anbot, zu verhandeln. Er wurde hinaufgerufen und der Bürgermeister redete ihn an: „Ihr seid ein Mäusevertilger und Rattenfänger und rühmt Euch besonderer Kunst.“ „Ja wohl, antwortete der Fremde, „ich bin der weltbekannte Rattenfänger.“ „Nun,“ fuhr der Bürgermeister fort, „wir wollen Euch aus dem Stadtsäckel gut bezahlen, wenn es Euch gelingt, unsere Stadt von dem Ungeziefer zu befreien. Wie viel verlangt Ihr?“ Der Fremde erwiderte: „Nicht mehr als zweihundert Goldgulden.“ Die Rathsherren beriethen sich und endlich sagte der Bürgermeister: „Wir geben Euch hundert Gulden, so bald Ihr Euer Versprechen gelöst habt, hundert Gulden aber ein Jahr darauf, wenn Ihr wieder kommt und bis dahin sich das Ungeziefer nicht von neuem gezeigt hat.“ Wohl, sprach darauf der Fremde; Ihr seid sehr vorsichtige Herren, aber ich bin mit Eurem Antrage zufrieden.“

Die ganze Stadt war gespannt auf das Beginnen und die Künste des Rattenfängers; was aber geschah, hätte Keiner zu ahnen vermocht. In der Frühe des nächsten Tages durchschritt der Fremde, bald schneller, bald langsamer gehend und auf seiner Pfeife blasend, die Straßen. Es waren neckisch hüpfende Töne, höchst sonderbare Melodien, die er hervorbrachte, erstaunlich aber, was sie bewirkten. Denn aus allen Häusern, wo nur irgend eine Oeffnung war, schlüpfen Ratten und Mäuse heraus, standen erst lauschend mit funkelnden Augen, sprangen und hüpfen dann wie außer sich und folgten dem weiterschreitenden Spielmann, so daß dieser bald ein graues Gewimmel, ein ganzes Heer der beweglichen Thiere hinter sich hatte. Von Straße zu Straße wuchs dieses an und endlich gieng es zum Thor hinaus. Die neugierige Jugend folgte und sah, wie der Spielmann der Weser zuschritt, wie

er, an ihrem Rande angelangt, ein Brot aus der Tasche nahm, es eine Zeit lang emporhob und zeigte, und dann weithin in den Fluß warf, die Ratten und Mäuse aber sich in dichtem Gedränge, übereinander weglaufend und springend, in das Wasser stürzten und sämmtlich darin verschwanden. Als der Spielmann und Rattenfänger sich umkehrte, liefen die Kinder in fast furchtsamer Eile zur Stadt, die Kunde von der Wunderthat hatte sich rasch verbreitet und es wurde darüber viel geredet, vermuthet und gestritten. In der Frühe des andern Tages versammelten sich die Rathsherren und erwarteten den Rattenfänger; noch ehe er erschien, hatten sie schon einen Beschluß gefaßt, der ihnen ausnehmend klug dünkte. Mit den Worten: „Ich habe mein Werk vollbracht, ehrsame Herren, und bitte nun gehorsamst um den bedungenen Lohn; trat der Rattenfänger fest und lächelnd in den Saal. Der Bürgermeister aber hatte ein würdevoll finsternes Gesicht angenommen und sprach: „Ihr seid in Hameln, und unsere gute Stadt erfreut sich eines Rathes, wie ihn nicht jede andere hat. Wohl haben wir Euch Lohn zugesagt, aber für natürliche, nicht für übernatürliche Künste. Wer weiß denn, ob Ihr nicht durch ein Blendwerk unsere Augen getäuscht habt, ob nicht die Thiere, wenn Ihr verschwunden seid, sich wieder einstellen? Doch sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls müßt Ihr froh sein, wenn wir Euch ruhig ziehen lassen und nicht als Zauberer und Schwarzkünstler festnehmen!“ Darauf erwiderte der Rattenfänger nach einem kurzen höhnischen Lachen: „Eure Klugheit und Eure Ehrlichkeit, ehrsame Herren, sind gewiß zu loben. Aber erlaubt mir, Euch zu versichern, daß Ihr die Ratten und Mäuse, die Ihr verloren, gewiß nicht wieder bekommt. Was ich mit meiner Pfeife entführt habe, kommt niemals wieder.“ — „Schweigt,“ rief überlaut der

Bürgermeister, „entfernt Euch sofort aus diesem Saale und beeilt Euch, auf Nimmerwiederkehr Eures Weges zu ziehen!“ „Ist das Euer letztes Wort, gestrenger Herr?“ fragte der Rattenfänger. „Mein letztes Wort und mein strenger Befehl!“ sprach der Bürgermeister und wies nach der Thür. „Nun wohl,“ jagte der Rattenfänger, „so nehme ich Abschied und empfehle mich Eurem Andenken; ich werde ziehen, ziehen.“ Mit diesen Worten, sich grinsenden Angesichtes nach allen Seiten verneigend, verließ er den Saal.

Den Rathsherren wurde es bei diesem sonderbaren Abschiede ein wenig unheimlich zu Muth; das hielt indessen nicht an und beim Auseinandergehen beredeten sie behaglich das Verdienst, das sie sich um die Stadt erworben, indem sie dem Stadtsäckel eine bedeutende Summe erspart. — Der folgende Tag war ein Sonntag, und als die Glocken ausgläutet, hatten sich die erwachsenen Einwohner der Stadt fast sämmtlich in der Kirche versammelt; nur gebrechliche Alte, Knaben und Mädchen, und hie und da, um das Herdfeuer zu hüten und zur Wartung der ganz Kleinen eine halbwüchsige Jungfrau, waren in den Häusern. Da ließ sich von der Straße Pfeisenge tön hören, und wer ans Fenster fuhr, sah den schon wohl bekannten Spielmann dahinschreiten. Aber die Melodien, die er jetzt seiner Pfeife entlockte, wie wunderbar lieblich waren sie, wie schmeichlerisch und Sehnsucht weckend! Alle, die nicht an das Haus gebunden waren, eilten hinab und hinaus, um dem Spielmann zu folgen, und bald hatte dieser einen Schwarm von blühenden Knaben und Mädchen hinter sich, denen die Augen vor nie gekannter Lust leuchteten. Endlich gieng es zum Thore hinaus und der Spielmann, den sein Gefolge nicht verließ, schritt dem nahen Koppensberge zu. An diesem aber zeigte sich ein Eingang, der einem hoch-

gewöhlten Thore glich; der Spielmann zog hinein und die Kinderschar ihm nach. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, das mit einem Kinde, dessen Wärterin es war, auf dem Arme sich der Schar angeschlossen hatte, wurde von Angst erfaßt, als es den geöffneten Berg erblickte, und blieb zurück. Nun sah es noch, wie der Zug im Innern des Berges verschwand, hörte die Töne der Pfeife und eilte der Stadt zu. Diese war schon in Bewegung, die Mütter und Väter auf den Straßen, um nach ihren Kindern zu fragen und sie zu suchen. Das Mädchen erzählte, was es gesehen, und die ganze Einwohnererschaft eilte in höchster Bestürzung nach dem Koppensberge, der indessen durchaus den alten, gewohnten Anblick bot. Alles Spähen in der Nähe und in der Ferne, alles Lauschen und alles Rufen war umsonst; von dem Rattenfänger und den Kindern, die er entführt, zeigte sich keine Spur und sie sind niemals wieder gesehen worden. Als man zusammenzählte, wie viel Knaben und Mädchen fehlten, fand sich, daß der Verlorenen einhundert und dreißig waren, und die Trauer um sie dauerte länger und war tiefer, als wenn über die Stadt ein Sterben gekommen wäre.

H. Deinhardt.

Räthsel.

1. Mit **u** bewacht es sorgsam das Haus;
mit **a** vereinigt's die Blumen zum Strauß,
baut es gar kunstreich den traulichen Herd,
führt es die Pflugschar, schwingt es das Schwert.
2. Ich bin auf den behaarten Köpfen zu Hause; auch
siehst du mich im Fensterglase, sowie als Kiesel an den Thüren;
mein Feind ist der Trommler, denn er schlägt mich.

3. Ich nenne dir am schönsten Fluß die größte Stadt,
die unser Vaterland, das reiche, schöne hat;
vertausch' zwei Zeichen und ich bin ein Labetrank,
der dir die Seele heilt, ist sie vom Kummer krank.

4. Mit **a** ein Thier,
mit **u** ein Baum;
ich sage dir:
du find'st es kaum.

Am Brunnen.

Die Karavane ruht. Nach Tagen voll Entbehrungen, in sengendem Sonnenbrand, in der fast endlos sich dahin-
streckenden Wüste, unten der gelbe funkelnde Sand, oben der
bleigraue, schwere Himmel, winkt nun für Thier und Mensch
eine Stunde der Ruhe auf grünberastem Plane, dem hie
und da einige helle Tropfen trinkbaren Wassers entquellen.
Die Araber schlagen ihre leichten, bunten Zelte auf, sie lagern
sich in deren Schatten gemächlich dahin, doch nicht ohne
Wehre. Die lange Flinte hängt schußbereit am Rücken, denn
jeden Augenblick kann ja der Feind sich nahen, der räuberische
Beduine auf schnellem Rosse, der Löwe, der König der
Wüste, der im Riesensprunge seine Beute hascht. Und zwischen
den Zelten gehen die Schildwachen auf und ab, sie spähen
scharf in die Weite, ihrem geübten Blicke entgeht kein Punkt,
der am Horizonte auftaucht, der daselbst verschwindet. Auch
die Kameele sind für die kurzen Stunden der Rast abgelastet,
auch sie, die Helden der Wüste, dürfen unter den Schatten
einsam ragender Palmen ruhen, mit Bohnen, Dattelfernen

und Datteln wird ihr vertrockneter Gaumen gelabt, das kostbare Raß, das Trinkwasser, wird auch ihnen gereicht, die so lange geduldig und selbstverleugnend geschmachtet nach einer kühlenden Labung. Den Führern des Zuges naht der Sklave, das buntbemalte Tuch fällt ihm von der hellrothen Kappe auf den Rücken hernieder, er reicht auf kristallinen Schalen Erfrischungen umher, die das Herz laben, den Geist beleben. Und der Älteste im Kreise erzählt Märchen aller Art von dem wunderreichen Indien und seinen Schätzen, von den Brunnen des Paradieses, das Muhamed dem Gerechten verheißen, von den ewig sprudelnden Brunnen, die niemals versiegen, die im hellen Regenbogenglanz ihre Stralen hoch in die Lüfte senden, und die hernieder strömend zur Erde in klaren, plätschernden Bächen weiter rieseln. Ja, zum Himmel des Orientalen, der den Brunnen als ein holdes Kleinod schätzt, der ihm mit Gebet naht, dem seltenen Geschenke Gottes, das nur zu oft von dem sengenden Strale der Sonne aufgesogen wird, zum Himmel des Orientalen gehört der lebende, ewig sprudelnde Brunnen. Welch' liebliche Bilder zeigt uns doch die Bibel am Brunnen!

Da naht sich Jakob, der Heimatlose, der Fuß zögernd, der Fremde, das Herz mächtig dem Vaterhause zugekehrt, mit schwerem Herzen. Und wie eine Lichtgestalt aus einer andern Welt, tritt ihm Rahel, die Liebliche, entgegen, und es findet sich Herz zum Herzen in inniger Liebe und sie sind für ewig vereinigt. — Da sitzt Moses an dem Rande des Brunnens, sinnend das Haupt geneigt, den Geist versenkt in die Vergangenheit, in die Zukunft. Gestern noch im goldenen Palaste ein Königssohn, heute am Brunnen ein Flüchtling. Das Volk, dem sein Herz gehört, es hat ihn von sich gestoßen. Was soll die Zukunft dieser Sklaven werden, denen er ent-

sprossen, der Mann mit dem göttlichen Geiste? Und am Brunnen steht er den Unterdrückten bei, von mächtigem Gerechtigkeitsgeföhle getrieben, und seine männliche That erschließt ihm eine neue Heimat. Und Rebekka und Eliezer! Bilder der Vergangenheit! Sie sind nicht versunken, sie leben noch heute. Noch heute gehen die Töchter der Nomadenfürsten hinaus, den Krug zu füllen und die Heerde zu tränken, noch heute



schlägt der Hirte sein Zelt neben dem Brunnen auf und begrüßt ihn mit andächtigem Segensspruche und bestraft unerbittlich den, der die Wasser auch nur mit einem Stäubchen muthwillig oder böswillig trübt. Um den Brunnen herum sammelt sich das Leben der Städte und Dörfer, da werden frische Milch, frische Butter, Brot und Datteln, das Vließ der Schafe, Kameelhaare, die feinen Gewebe Indiens, die Spezereien Persiens, das Getreide Egyptens den Handelsleuten

feilgeboten, die mit wohlgefüllten Beuteln sich eingestellt haben. Und die Frauen und Mädchen kaufen Schmucksachen von Glas, reichere von Gold und Edelsteinen, bunte, wallende, rauschende Gewänder, und nahen sich heimlich dem Spiegel des Brunnens, um sich darin zu beschauen. Beim Brunnen sammeln sich die Handelsleute, welche die Hoffnung auf Gewinn in die Ferne treibt, die sich zu einer Karavane zusammenfinden, um mit vereinten Kräften den Schrecken und Gefahren der Reise Trotz zu bieten. Da naht der Araber mit seinem weißen Mantel, der die Sonnenpfeile der Wüste zurückwerfen soll, er hat sich mit Waren reichlich versehen, und sie betrachtend, rechnet er schon im Vorhinein den Gewinn aus, welchen sie ihm bringen werden.

Da kommt der Europäer, den des Wissens Durst in die heiße Zone getrieben, der die Karavane begleitet, um neue Schätze der Wissenschaft zu heben. Er muß seine modischen Kleider ablegen und sie mit einem langen blauen Hemde und mit weiten Beinkleidern aus Leinwand vertauschen. Da kommen die schwarzen Sklaven, seufzend unter der Last von Proviant, den sie für die Reise eingekauft: Gerste, Bohnen und Dattelferne für die Kameele, Mehl, Zwiebel, Linsen, Pfeffer, Datteln für die Reisenden. Sie treten zu den Kameelen, auf das Kommandowort lassen sich die Thiere auf das Knie nieder und geduldig sehen sie zu, wie Last um Last ihrem Rücken aufgebürdet wird, andere Kameele nehmen den Sattel auf, den der feurige Araber oder die sanfte, schöne, halbverschleierte Araberin, anmuthig sich emporschwingend, besteigt. Nun naht der Anführer des Zuges, er besteigt das stolzeste Thier, dies wirft den Kopf muthig mit freudigem Schrei in die Höhe, als wüßte es, daß es den Mann trägt, dessen Auge alles beherrscht, was sich zum langen, stattlichen Zuge

reicht. Jetzt erheben Alle, die Männer und die Frauen ihre Stimme und singen ihr Abschiedslied, tief ergreifend durch seine Einfachheit, durch die sanfte Klage, durch die mächtige Sehnsucht, die aus ihm klingt. Noch einmal wenden Alle ihre Blicke dem Brunnen zu, segnend heben sie die rechte Hand gegen ihn — und fort geht es unter dem eintönigen Klange der Pseife in die Wüste.

Zur Geschichte des Chinarindenbaumes.

Das Fieber, dieser furchtbare Feind des Menschengeschlechtes, der besonders in heißen Ländern in all' seiner Schrecklichkeit haust, kann nur durch ein Mittel, durch die Chinarinde bezwungen werden. Diese wurde also bald ein sehr gesuchter Handelsartikel; jedoch je höher die Nachfrage stieg, desto rücksichtsloser wurden die Chinarindenbäume gefällt, bis endlich die ernste Besorgnis entstand, dieser wunderwirkende Baum werde bald ganz von der Erde vertilgt sein; denn auf gehörigen Nachwuchs wurde leichtsinniger Weise gar nicht Bedacht genommen. Wiederholt wurden deshalb Versuche gemacht, den Baum aus den südamerikanischen Staaten, wo er bisher ausschließlich vorkam, in andere Länder zu verpflanzen, jedoch erfolglos, denn erstens war die Reise mit ungeheueren Schwierigkeiten verbunden, und zweitens war es bei schwerer Strafe verboten, den Samen oder junge Setzlinge des Chinarindenbaumes außer Landes zu führen. Endlich gelang es dennoch einem kühnen Manne, der Menschheit dieses unerseßliche Heilmittel zu erhalten, und dieser Mann war ein Deutscher. Hajskarl aus Düsseldorf ist sein Name. Er bot der holländischen Regierung, die besonders für die Erhaltung und

Verpflanzung des Baumes bemüht war, seine Dienste an und diese stattete ihn mit den Mitteln aus, das große Wagestück zu unternehmen. Das erste Ziel seiner Reise, die Haskarl 1852 antrat, war die Hauptstadt Peru's, Lima. Bei seiner Ankunft fand er den Feind, den zu bekämpfen er sein Leben wagte, in seiner ganzen Schrecklichkeit — das gelbe Fieber. Doch er trotzte ihm und blieb, um die nöthigen Vorbereitungen für seinen Zug zu treffen. Eben wollte er abreisen, da warf ihn eine furchtbare Krankheit auf das Lager, seine linke Hand war brandig geworden, die Gefahr, sie abnehmen zu müssen, lag ganz nahe; doch die Bemühungen eines geschickten Arztes wendeten sie ab und schon der Frühling des Jahres 1853 sah Haskarl auf der Reise in die Regionen des Chinarindenbaumes. Hohe Gebirge hemmten seinen Weg, doch sie wurden, wenn auch mühselig und mit großer Gefahr, dennoch überschritten! An furchtbaren Abgründen vorbei gieng der Zug, oft war der Weg so schmal, daß der kleinste Fehltritt den sichern Tod zur Folge haben mußte, die Indianer, die Haskarl's Führer waren und die doch mit den Schrecken der wilden Natur, wie sie der gebirgige Theil Südamerika's in sich schließt, hinlänglich bekannt waren, hemmten oft ihren Schritt, doch das hohe Ziel, das sich unser Landsmann erkoren, trieb ihn mächtig vorwärts und spornte auch seine Begleiter an. Einst sollte eine Schlucht übersezt werden, in deren Tiefe sich ein wildbrausender Strom dahin wälzte. Nur durch einen Strick waren die beiden Ufer verbunden und an diesem mußte die ganze Reisegeellschaft hinüberkriechen, den gähnenden Abgrund unter sich. Doch auch dieses Wagestück gelang. Und zu all' diesen Mühseligkeiten und Gefahren kamen noch Entbehrungen aller Art. Selten konnte Haskarl sein müdes Haupt in einer menschlichen Wohnung zur Ruhe legen, meist war

die Wildnis, die auch in der Nacht von einer glühenden Hitze erfüllt ist, seine Schlafstätte; was der Wald an Früchten bot, war seine Nahrung, den quälenden Durst stillten ihm die spärlichen Wasseradern, die immer seltener anzutreffen waren, je südlicher man kam. Endlich, nach einem Monate, fand er die ersten Chinarindenbäume und sorgsam wurden nun die Samen und jungen Pflanzen gesammelt, um sie so schnell als möglich auf das Schiff zu bringen, das die holländische Regierung zur Beförderung des entführten Baumes an der Westküste Südamerika's kreuzen ließ. Sorgsam verpackte nun Haskarl seinen wertvollen Fund in gläserne Kisten, die er luftdicht verschloß, und schon schien es, seine Expedition sei gelungen, als ihn die Schreckenskunde traf, es sei im Lande Krieg ausgebrochen, sein Geheimnis sei verrathen, und er selbst werde verfolgt. Welches Schicksal ihm bevorstand, wußte der kühne Deutsche, und darum verdoppelte er seine Vorsicht und beeilte sich, so schnell als möglich die Westküste und von da das Schiff zu erreichen. Es gelang, doch fast sollte seine Unternehmung, die so siegreich gegen die furchtbarsten Hindernisse gekämpft, durch Leichtsinns und Fahrlässigkeit scheitern. Die Kisten, welche die Samen und Pflänzchen enthielten, wurden zu lange der Gluthitze ausgesetzt, so daß man die Seglinge vollständig verdorrt vorfand, als die Kisten geöffnet wurden, und wären die Samenkörner nicht besser erhalten geblieben, Haskarl hätte sein Leben umsonst eingesetzt. Aller Beschreibung spotten die Mühseligkeiten und Gefahren, die Haskarl auf dem Rückwege auszustehen hatte, denn die gläsernen Kisten und ihr kostbarer Inhalt bedurften einer Sorgfalt, die das eigene Leben zu behüten für den braven Deutschen fast zur Nebenache machte. Die Samenkörner wurden nach der Insel Java gebracht, dort wurden sie in einer ihrem Wachsthum entsprechenden Gegend

gepflanzt und die meisten gediehen vortrefflich. Heute trifft man in Java eine stattliche Pflanzung von Chinabäumen an, und der Sorge, dieser wunderkräftige Baum werde jemals ausgerottet werden, ist gründlich vorgebeugt. Werner.

Mozart's letztes Werk.

Der Dämmerung grauer Schleier, hie und da mit einem goldenen Stern geschmückt, schwebte dahin über die Natur. Die Vöglein sangen ihr Abendlied, und als sie alle schwiegen, da ließ eine Nachtigall ihren wunderbaren Gesang ertönen, bald sehnüchlig klagend wie im tiefsten Weh, bald hell aufjauchzend wie in unnenbarer Lust. Und die Nachtigall, die da ihr Lied hinausjammerte in die abendliche Stille, war im engen Käfig gefangen und der, welcher ihren Tönen mit Entzücken lauschte, war selber ein Meister in dem Reich der Töne und Mozart war sein Name. Gesenkt Hauptes saß er da, als die besiederte Sängerin ihr Lied beendet hatte, und horchte auf das Klopfen und Ragen in seiner kranken Brust. Ach, wie traurig ist es, dieses Mahnen an Scheiden von Welt und Lust zu vernehmen und noch so jung, noch so erfüllt von stolzen Plänen für die Zukunft zu sein! Mozart merkte es nicht, daß es nun gänzlich Nacht geworden, daß der Mond am Himmel aufgegangen war und mit seinem silberbleichen Schein das Stübchen füllte. Da schreckte ihn ein lautes Klopfen an der Thür aus seinem Sinnen empor. Herein trat ein Mann in einen Mantel gehüllt und fragte: „Entschuldigen Sie, mein Herr, wohnt hier der Kompositeur Mozart?“ „Ja, ich bin's, was ist Ihr Wunsch?“ sprach der Angeredete. „Ich habe Ihnen dieses Schreiben zu übergeben,“ antwortete der

Fremde. Mozart erbrach den Brief und fand darin die Bitte ausgesprochen, er möge ein Requiem komponieren; er, den der Himmel begnadigt, himmlischen Harmonieen zu lauschen, werde gewiß nicht ein Werk von sich weisen, das gebeugte Herzen aufrichten solle aus ihrem tiefsten Grame. Dem Briefe fehlte die Unterschrift. Nur mühsam hatte der Meister die Schriftzüge entziffert, sein Herz hatte laut dabei gepocht, und der bleiche Mond hatte ihm dazu geleuchtet. „Wer ist's, der mir dieses Schreiben schickt?“ fragte Mozart den Fremden. „Herr, das darf ich nicht verrathen,“ war die Antwort, „forschen Sie auch nicht nach, Sie werden es nicht erfahren. Sagen Sie mir die Antwort, und fällt sie gut aus, so geben Sie mir auch die Zeit an, wann ich das Werk abholen darf.“ „Das bestellte Werk will ich arbeiten, Mann,“ sprach Mozart, „doch wann ich es vollende, weiß ich nicht. Kommt in einiger Zeit wieder!“

Raum hatte der räthselhafte Fremde das Zimmer verlassen, als Mozart's Frau, Konstanze, eintrat, und wie mit einem Zauberschlage verwandelte sie den düstern, von bleichen Mondesstrahlen beleuchteten Schauplatz einer so geheimnißvollen Scene in ein trantes, lichterfülltes Stübchen, wo vor den hellen Strahlen der Liebe die Gespenster der schweren Gedanken schnell entflohen, die des kranken Meisters Herz umschwärmten. Beim dampfenden Mahle, beim funkelnden Gläschen Wein erzählte Mozart seiner Frau von dem seltsamen Fremden und dem Briefe, doch Konstanze weiß so lieblich zu plaudern, so heiter zu scherzen, daß dem Meister bald andere Gedanken kommen, goldene Bilder aus vergangener Zeit, und diese wiegen ihn in süßen Schlummer, in schöne Träume ein. Die Tage kommen und gehen im wechselvollen Lauf. Und so oft es in des Meisters Brust klopft und nagt, da tritt ihm sein

Bersprechen vor die Seele und ein innerer Drang zieht ihn hin zum Klavier, an der Todtenmesse zu arbeiten. Eines Tages bewegt sich ein imposanter Leichenzug durch die Straßen der Residenz, der Kaiser Joseph ist's, den sie begraben. Mozart geht nicht hin, sich den Tausenden anzuschließen, die den guten Kaiser begleiten auf seinem letzten Weg, er sitzt daheim und komponiert an seiner Todtenmesse. Die Trauerklänge um den todten Kaiser waren verklungen und ein neuer Herrscher, Leopold II., bestieg den Thron und Mozart wurde der Auftrag, eine Oper, „Titus“, zu komponieren, die zur Verherrlichung der Krönung aufgeführt werden sollte. Der Meister legte die Todtenmesse aus der Hand, ihm war seit einiger Zeit so wohl zu Ruthe, als lehrte neue Lebenskraft in hellem, labendem Strome zu ihm zurück, herrliche Tonbilder umgaben seine Seele und verjüngten sie.

Von einer Reise nach Prag zu lieben, lieben Freunden, die sorgenlose Fröhlichkeit einst mit ihm vereinte, hoffte er seine vollständige Genesung. Weiteren Blicks wollte er den Reisewagen besteigen, da trat ihm jener Bote entgegen, der ihm das geheimnisvolle Schreiben gebracht und fragte, ob das Requiem bereits vollendet sei. Mozart stammelte einige Worte der Entschuldigung, er mache eine Reise, nach seiner Heimkehr solle das Werk seiner Vollendung entgegenreisen. Der heitere Sinn des Meisters war getrübt und obwohl in Prag Freundschaft und Liebe wetteiferten, ihm dem Aufenthalt in der Moldaustadt recht freundlich zu gestalten, Mozart konnte nicht von Herzen fröhlich sein. Mit Wehmuth nahm er von all' den Lieben in Prag herzlichen Abschied, und nach Wien zurückgekehrt, wurde er ernstlich krank. An einem heiteren Herbsttage saß er mit seiner Konstanze im herrlichen Prater, sie hatten sich ein einsames Plätzchen auserwählt, wohin die

Sonne noch ihre Stralen sandte, die welken Blätter fielen still hernieder zu seinen Füßen und die Vögel zogen über seinem Haupte in ferne Länder dahin. Da faßte der große Tondichter seines treuen Weibes Hand und sprach traurig: „Konstanze, ich glaube, das Requiem schreibe ich für mich.“ Wohl tröstete ihn das treue, gute Weib. Das Klopfen in seiner Brust aber sprach deutlich: „Ja, so ist's, so ist's!“ Und als die trüben, nebel schweren Tage mit ihren Regengüssen kamen, da konnte der Meister das Zimmer nicht verlassen, das Arbeiten war ihm streng verboten, doch so oft es ihm gelang, entfernte er seine Umgebung und arbeitete an seinem letzten Werke, an der Todtenmesse, bis es vollendet war. Eines Morgens da war's recht stille in Mozart's Stübchen, Konstanze kniete im Kämmerlein vor dem Hausaltare und der Meister saß im Lehnstuhle und hatte vor sich die Messe aufgeschlagen und die Melodien umschwebten ihn wie Engel des Himmels und ihm war so wohl, so leicht, da trat der Bote ein. Schweigend reichte ihm Mozart das Werk, schweigend empfing er's, legte eine Rolle mit Goldstücken auf den Tisch und gieng.

Am 15. Dezember 1791 gieng der hellste Stern am Himmel der Tonkunst unter — Wolfgang Mozart war nicht mehr.

Später klärte sich das geheimnisvolle Räthsel, das um das Requiem geschwebt, auf. Graf Waldegg, ein Sonderling, aber ein wahrer Freund der edlen Tonkunst, hatte es bestellt. Wenige Wochen nach Mozart's Tode wurde sein letztes Werk in einem großen Konzerte zu Wien aufgeführt und mit Rührung dachten all die bewundernden Zuhörer Dessen, der so Herrliches zu schaffen berufen war.

Zurechtweisung.

Der nun die Hebung der Volksschule so verdiente Schulinspektor Dinter in Königsberg bei Preußen fand bei der Inspektion einer Schule die geographischen Kenntnisse der Schüler ziemlich mangelhaft und gab ihnen das auch unverholen zu erkennen. Nach beendeter Prüfung besuchte er auch mehrere Nachbarorte und fuhr etliche Tage später wieder in das erste Dorf zurück. Da er aber vermuthete, daß der Kutscher den Weg nach Gernauen, wohin er sich jetzt wenden wollte, verfehlt habe, rief er einen Gänsehirtin, der unfern der Straße seine Gänse hütete, an den Wagen. Der Knabe sprang hurtig hin und erkannte in dem Fremden den strengen Herrn Inspektor, dieser hinwieder den Knaben als einen der aufgewecktesten in der Schule dieses Ortes. Als aber der Inspektor den Knaben fragte, welcher der rechte Weg nach Gernauen sei, glaubte letzterer, der Herr Inspektor wolle das geographische Examen fortführen und schwieg betroffen still. Als Dinter auf wiederholtes Fragen kein Resultat erzielen konnte, hieß ihn der Inspektor mit folgenden Worten gehen: „Sonst weiß selbst der dümmste Knabe in seinem Heimatsdorfe Bescheid, und nur hier sind die Kinder so dumm, daß sie selbst den nicht zu geben vermögen.“ Über diese ungerechte Klage beschämt und aufgebracht, antwortete der Knabe: „Ja glauben Sie, daß ich nicht weiß, daß der Weg vor der Schmiede rechts nach Gernauen führt?“ Auf das ärgerliche: „Also befinden wir uns wirklich auf falschem Wege,“ fragte der Knabe jetzt: „Also wußten Sie wirklich den Weg nach Gernauen nicht?“ Nachdem ihm der Inspektor seine Frage wahrheitsgetreu beantwortet hatte, sagte der erstere vertraulich: „Sehen Sie, Sie sind ein so vornehmer und

kluger Herr und wissen nicht einmal den Weg nach Gernauen, was doch so nahe bei Königsberg ist, und uns armen Jungen rechnen Sie es als eine große Sünde an, daß wir nicht wissen, daß Berlin, welches so weit entfernt ist, an der Havel liegt.“ Dinter lachte über die sonderbare Zurechtweisung und über den neuen geographischen Fehlschuß, ohne letzteren weiter zu rügen. Der Knabe war aber später Dinters Pflegetohn.

Guter Rath.

Die Stadt Amsterdam war an einem Augusttage des Jahres 1762 in fieberhafter Aufregung und hatte auch Grund genug dazu, denn Ludwig XIV., Frankreichs ränkessüchtiger, schonungsloser König, nahte sich den Thoren, und wie sollte das kleine Häuflein der bewaffneten Bürger — Amsterdam war damals Republik — dem siegreichen Heere des Eroberers widerstehen? Die Väter der Stadt waren ganz außer Fassung gerathen; in einer bewegten Rathsversammlung wurde der Beschluß gefaßt, Ludwig die Schlüssel auszuliefern. Alle stimmten dafür und athmeten erleichtert auf, nicht weil sie an das Wohl der Stadt, sondern weil sie an ihre Pfeffersäcke und Geldkästen dachten, die nun wahrscheinlich unverfehrt bleiben würden, Alle, bis auf Einen, denn der war ein alter Mann und während der stürmischen Sitzung — eingeschlafen. Doch seiner Stimme bedurfte man, um dem Beschluß die volle Rechtskraft zu verschaffen, darum weckte man ihn und trug ihm die Angelegenheit vor. „Hat König Ludwig die Stadtschlüssel schon gefordert?“ fragte der Greis. „Bis jetzt wohl nicht,“ erwiederten die Räthe. „Dann, ist meine Meinung, wartet wenigstens so lange, bis er sie verlangt,“ entgegnete

lächelnd der Mann mit dem Silberhaare. Der Rath wurde befolgt und erwies sich als vortrefflich. Ludwig zog ab, ohne die Unabhängigkeit der Stadt irgendwie bedroht zu haben.

Räthsel.

1. Welcher Apfel entsteht, ohne daß vorher eine Blüte da war?

2. Welche Zunge ist von Eisen und kann doch genau sagen, was Recht ist?

3. Wann werden die schönsten und edelsten Gedanken von Lumpen aufgenommen und bewahrt?

4. Ich bin ein kleines Wort, das aus zwei Lauten und zwei Silben besteht. Für ein Thier in fernen Landen, das durch seine Trägheit bekannt ist, diene ich als Name. Kehrst du mich um, dann hast du den Ruf eines faulen Hausthieres, das auch an seinen langen Ohren erkennbar ist. Jetzt wirst du wohl schon wissen, wie ich laute.

Die goldene Repetieruhr.

Ich war bald fünfzehn Jahre alt — so erzählt Meister Hammerlein — ich war von meinem Oheim in die Lehre gethan und wünschte weiter nichts, als eine solide Sackuhr, wie solche die Gehilfen auch hatten. Das, meinte ich, sei erst recht das Zeichen, daß man erwachsen sei, wenn man selber sagen könne, wie viel Uhr es sei.

Die Weihnachtstage kamen heran. Ich war schon alt genug, um zu wissen, daß der heilige Christ nicht durch die

Luft daher geflogen kommt und allerlei Geschenke bringt, sondern daß der heilige Christ die innige Liebe, der gute Geist in den Herzen der Angehörigen ist, die still und heimlich darauf denken, einander zu erfreuen und zu beglücken. Wie selig geht da Jedes umher, lauscht dem Andern seine verborgenen Wünsche ab, kann sich fast nicht halten, das Geheimnis zu bewahren, und ist doch wieder voll Freude, im Stillen zu wirken und zu schaffen für das Andere. Wo das ist, kann man wohl sagen: der heilige Christ schwebt in der Luft des Hauses. Ich wünschte mir nichts sehnlicher, als daß mir zu Weihnachten eine Uhr bescheert werde, ließ das aber keiner Menschenseele merken, nicht einmal meiner immer seelenfrohen Schwester sagte ich ein Wort davon.

Eines Mittags, als ich in die Stube trat, höre ich, wie mein Vater der Mutter zuruft: „Frau, thu' schnell Adam's goldene Repetieruhr weg!“ Er wickelt nun schnell etwas in ein Papier und versteckt es. Mein Vater sah betrübt aus, ich aber that, als ob ich gar nichts gesehen und gehört hätte. Von nun an gieng ich stolz durch die Straßen und meinte, Jeder müsse mir's ansehen, welch' eine goldene Zukunft ich habe. Es that mir leid, daß man die Uhren in der Tasche trägt, so verborgen und nicht offen vor aller Welt.

Vor dem Uhrenladen stand ich oft lange und that mein Federmesser einstweilen in die rechte Westentasche; die linke war zum Besseren vorbereitet. Ich träumte einmal, meine goldene Repetieruhr sei mir gestohlen worden, und als ich erwachte, war ich ganz glücklich, daß ich sie noch nicht besitze.

Der heilige Abend kam und zündete seine Freudenkerzen an. Als sich endlich die beiden Flügelthüren öffneten und wir Kinder hereinstürmten, pochte mein Herz gewaltig; richtig, da

lag für mich die Uhr auf dem Tische; aber o weh! es war eine silberne. Meine Freude war wohl etwas abgekühlt, aber ich faßte mich und dachte: das schadet nichts, Silber ist viel weißer und dicker, und sie repetiert ja, bim, bam. Ich drückte mit aller Kraft an den Heber, aber er gab nicht nach und es tönte auch nicht. Nun überkam mich ein fürchterlicher Schmerz: Alles ist nichts! Ich legte still die Uhr wieder hin, verließ rasch das Zimmer, gieng auf meine dunkle Kammer und weinte und wehlagte, daß es mir fast das Herz abstieß. Der Gedanke kam mir in den Sinn, ich wollte mich umbringen, weil ich keine goldene Repetieruhr bekommen, und dann weinte ich wieder um mein junges Leben, weil ich jetzt schon sterben müße. Meine Mutter kam bald mit dem Licht, und als ich ihr meinen unbeschreiblichen Jammer klagte, schüttelte sie den Kopf, preßte die Lippen zusammen und sah mich an mit jenen treuen, lieben Augen, die ich immer noch offen sehe, wenn sie der Tod auch längst geschlossen hat. Sie sagte mir: „Ei, lieber Sohn, wer wird denn auch weinen! Du wärest gewiß mit einer einfachen Uhr zufrieden gewesen, wenn du von einer goldenen Repetieruhr nichts gewußt hättest; der Vater hat dich nur necken und dir zeigen wollen, wie man auch mit Geringerem, als man erwartet hat, sich freuen solle.“ So sprach sie in ihrem milden, herzinnigen Tone, und als ich mich ausgeweint hatte, gieng ich mit ihr hinab in die Stube. Als ich im Bette lag, kam der böse Geist wieder über mich; ich war so wild, daß ich aufstehen und die Uhr zum Fenster hinauswerfen wollte. Es war mir aber doch zu kalt außer dem Bette und ich blieb fein liegen.

Vom Weinen ermattet, schlief ich bald ein und freute mich am andern Morgen beim Erwachen, daß meine Uhr so lustig Tiktak machte. Nun sind schon vierzig Jahre vergangen

seit jenen Weihnachten, und ich habe immer noch die Uhr, und sie verfehlt keine Minute.

Seitdem habe ich die Worte meiner Mutter erst recht verstanden. Wenn ich einen Menschen sehe, der mit nichts glücklich sein kann, weil er immer noch etwas Stolzeres erwartet, denke ich: der hat auch eine goldene Repetieruhr gehofft. Wenn ich ein Geschäft mache und mich ärgere, daß es nicht so ausfiel, wie ich erwartete, sage ich mir: „Hast noch immer die goldene Repetieruhr im Kopf!“ Die meisten Menschen können sich einmal nicht darein finden und sind unglücklich, weil es anders gekommen ist, als sie sich eingebildet hatten.

M. H. (Nach Auerbach.)

Das Mikroskop.

So wunderbar unser Auge gebaut ist, so mannigfaltig die Freuden und Erkenntnisse sind, die wir demselben verdanken, seiner Kraft sind doch sehr enge Schranken gesetzt. Der freie Blick vermag nicht einzudringen in das Wesen, in die Entfaltung der Dinge; das verschwindend Kleine, das unendlich Ferne, bleiben für ihn mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt. Die Welten, die sich nach den ewigen Gesetzen fortbewegen in dem unermesslichen Äther, sie erscheinen dem Auge in der stillen Nacht als kleine leuchtende Punkte, oder bleiben ihm ganz verborgen; es erblickt den hellen Thautropfen, der im Sonnenstrale schimmert, aber daß diesen Tropfen eine Welt von lebenden Geschöpfen bevölkert, die sich ihres Daseins freuen, denen die Wasserperle ein Ozean ist, das vermag das freie Auge des Menschen nicht zu enträtheln. So war das Urtheil des Menschen dem Irrthum unterworfen, und was er

sich auf natürliche Weise nicht zu erklären vermochte, das erklärte er sich auf übernatürliche Weise. So entstanden die goldenen Märchen, die düsteren Sagen, die noch heute des Kindes Herz entzücken, so baute sich die heitere Götterwelt der Griechen auf, welche jede Naturkraft als einen Gott verehrten und ihn mit wundervollen Erzählungen schmückten, so kam aber auch der Wahn und der Aberglaube in die Welt, diese finstern Mächte, die so viel Menschenglück, so viel Menschenleben vergifteten und so vernichteten.

Doch der menschliche Geist ringt ewig nach Vollkommenheit, und ist er noch so sehr im Irrthum befangen, er sucht doch immer die Wahrheit, die heilige Wahrheit, die Lug und Trug und Wahn und Aberglauben verdrängen soll, um dem reinen Lichte der Erkenntnis, dem göttlichen Feuer der Liebe eine geweihte Stätte zu bereiten. Und dem unermüdlich ringenden Menschengenosse ist es gelungen, zwei Instrumente zu erfinden, welche dem Auge das unendlich Ferne nahe rücken, die ihm die Welt im Kleinen erschließen, — das Teleskop und das Mikroskop.

Wenn tief unten die Menschen im Arme des Schlafes ruhen, steht hoch oben auf dem Thurme der Sternwarte der Sternkundige, der Astronom, und blickt durch das Teleskop empor zum gestirnten Himmel, und was uns schlichten Menschenkindern als ein zitternder Punkt am nächtlichen Firmament erscheint, das erblickt er mit Hilfe seines Instrumentes als eine strahlende Sonne, um die sich ein Kranz von Welten dreht. Er vermag ihre Entfernung zu messen, die Geseze zu erkennen, nach denen sie wandeln, und mitten in der Einsamkeit, mitten im nächtlichen Schweigen geht der Stern der Wahrheit in seinem Herzen auf und die Erkenntnis dessen, der in seiner Allmacht und Weisheit all' diese Wunder geschaffen. Dem

Teleskop hat es die Menschheit zu danken, daß sie die Erscheinungen des Himmels statt mit Schauer und Entsetzen, nun mit Entzücken und mit freudiger Bewunderung betrachtet. Wenn ehemals ein Komet erschien, welche düstere Prophezeiungen erjann nicht der finstere Aberglaube! Pest, Hungersnoth, Erdbeben und Krieg sollte sie verkünden, die Zuchtruthe am Himmel; so sagte man dem Volke und unnachtete seine Sinne. Und trat eine Finsternis ein, da hatten es die Abergläubigen verschuldet und Menschen fielen über Menschen her und mordeten sie um ihres Glaubens willen. Wie hat doch das Licht der Wissenschaft diese entsetzliche Nacht des Wahnes gelichtet.

Und was das Teleskop vollbracht hat in der Erkenntnis des unendlich Großen, das hat das Mikroskop in der Erkenntnis des unendlich Kleinen vollbracht.

Es war im Jahre 1296, da fand man in der Kirche zu Frankfurt die geweihten Hostien mit blutigen Flecken übersäet. Mit Blitzesschnelle hatte sich diese Nachricht durch die ganze Stadt verbreitet und der Aberglaube, der die Welt umfieng, pflanzte gar entsetzliche Gedanken in das Herz der Menschen. „Das haben die Juden gethan!“ rief die wahn- bethörte Menge; „sie haben die Hostien so lange gemartert, bis Blut entquoll!“ Und man fiel über die wehrlosen Juden her und erschlug sie unter den grausamsten Martern; zehntausend unschuldige Menschen hauchten ihr Leben unter der Hand ihrer Brüder aus, die sich mit Blut besleckten — zur Ehre Gottes.

Heute richtet der Gelehrte sein Mikroskop auf diese blutigen Flecken und durch die hundertfache Vergrößerung erscheinen sie ihm als ganze Ansiedlungen von Millionen Infusorienthieren, Purpur-Monaden genannt, und was er erforscht,

verbreitet er in Wort und Schrift zur Bildung des Menschengeistes.

Welch' ein Gegensatz! Welch' ein Sieg der Wissenschaft! Mit dem Mikroskope dringt der menschliche Geist ein in die Entstehung der Dinge und bereichert sich mit Schätzen der Erkenntnis. Bringt man die feinen Stäubchen, die von einem Stück Kreide an dem Finger hängen bleiben, unter das Mikroskop, so baut sich vor dem staunenden Blick eine neue ungeahnte Welt auf. Es stellen sich ihm unzählige Panzer, Muscheln und Knochengerüste untergegangener Thiere dar, und zwar von solcher Kleinheit, daß 298.000 Millionen neben einander kaum einen Kubik-Zentimeter bilden. Und wenn man bedenkt, daß der größte Theil der Alpen, die Kreidegebirge Kretas, Englands und Spaniens aus denselben Bestandtheilen bestehen, wie riesenhaft steht da dieses Eine Wunder des Mikroskops vor unserer Seele! —

Wir sitzen im Frühling am Ufer eines kristallhellen Bächleins, wir können hinabbliden bis auf seinen Grund, der mit einer zarten grünen Decke überzogen ist. Wir lösen ein Stückchen davon ab, es sind Algen, und bringen sie, mit Wasser befeuchtet, unter das Mikroskop und erblicken statt zarter Fäden jetzt Schläuche, in denen Kügelschen oder Körnchen liegen. Plötzlich werden diese Körnchen unruhig, sie drängen sich gegen die Wände der Schläuche, durchbrechen sie und rudern mit zarten Wimpern, wie mit Schwimmsfüßen, einher, tauchen unter und auf und setzen diese Bewegungen beinahe zwei Stunden lang fort. Nach und nach werden diese Bewegungen langsamer, nun hören sie auf, die Wimpern verschwinden, die Körnchen dehnen und strecken sich und wachsen zu einer neuen Pflanze — zu einer Alge aus.

Wir haben mittelst des Mikroskops hineingeblüht in die geheimnißvolle Werkstatt der Natur — ein lebendes Wesen ist vor unseren Augen entstanden. Mit dem Mikroskope dringt der forschende Arzt in die feinsten Organe des menschlichen Leibes ein und erkennt aus ihrem Bau deren Zweck und aus ihren Veränderungen die Krankheiten, denen sie unterworfen sind.

Aber Krankheitserscheinungen selbst, für die man ehemals umsonst Erklärung und Heilung suchte, hat das Mikroskop klar und deutlich dargestellt. Vor wenigen Jahren entdeckte Dr. Zentker in Dresden durch mikroskopische Beobachtungen in den Muskeln des menschlichen Körpers Thierchen eigenthümlicher Art, Trichinen genannt, welche die Erklärung für Krankheiten gaben, die man bisher Vergiftungen aller Art zuschrieb. Man fand, daß diese Thiere besonders durch den Genuß rohen Schweinefleisches in den menschlichen Körper verpflanzt werden, wo sie sich in unglaublicher Menge vermehren und, indem sie die Eingeweide durchbohren, sich in den Muskeln einnisten, wo sie sich mit einer kalkartigen Schale umgeben und einen schmerzhaften Tod herbeiführen.

Die Fälschung der Nahrungsmittel, vorzüglich der Milch, des Brotes und der Gewürze, die Fälschung von Geweben aller Art, vorzüglich aber die Entlarvung sogenannter Wunderheilmittel ist durch das Mikroskop in einer Weise gelungen, daß selbst der schlaueste Betrüger vor Entdeckung nicht sicher ist. Vor einiger Zeit wurde von einem gewissen Dubarry unter dem Namen „Revalenta arabica“ ein unfehlbares Heilmittel gegen alle Arten von Krankheiten angepriesen und es fand sich ein großer Kreis von Gläubigen, die ihr gutes Geld für die Wunderarznei hingaben, die nach des Erfinders Versicherung aus den Wurzeln und Blüten arabischer Kräuter

bereitet war. Da sah sich das Mikroskop das Ding etwas genauer an und lieferte den Beweis, daß die gepriesene „Revalenta arabica“ nichts anderes als schwach geröstetes Erbsenmehl sei.

Die Geschichte des Mikroskopes beginnt mit der Erfindung der Brillen, welche dem Italiener Armati, der zu Ende des 14. Jahrhunderts zu Florenz lebte, zugeschrieben wird. In einer Chronik des Jahres 1299 wird diese Erfindung als „ein wahrer Segen für arme Greise mit schwachem Gesichte“ gepriesen. Die Brillenschleiferei erlangte bald einen mächtigen Aufschwung und das holländische Städtchen Middelburg wurde der Mittelpunkt derselben. In dieser Stadt lebte auch der schlichte aber scharfsinnige erfindungsreiche Glasschleifer Zacharias Jansen und aus dessen Werkstatt ist um das Jahr 1509 das erste Mikroskop hervorgegangen. Jansen überreichte dem Prinzen Moriz von Nassau und dem Erzherzog Albrecht von Oesterreich Mikroskope und wurde von beiden mit Ehren ausgezeichnet. Seine Bedeutung für die Wissenschaft erlangte das Mikroskop hauptsächlich in Italien. Schon im Jahre 1625 benützte es der Naturforscher Francesco Stelluti zur Untersuchung der Honigbiene und Malpighi in Bologna wies damit die Zirkulation des Blutes in der Schwimmhaut des Frosches nach. In neuester Zeit hat das Mikroskop wesentliche Verbesserungen erfahren und die Wissenschaft erringt durch dasselbe immer neue Siege, indem es immer tiefer in die Geheimnisse der Natur eindringt, um ihre Kräfte der Arbeit des Menschen dienstbar zu machen und jenes Licht in der Welt zu verbreiten, welches allein im Stande ist, das Leben glücklich zu gestalten und den Wert Einzelner wie ganzer Völker zu erhöhen — das himmlische Licht der Wahrheit.

Die Pilatussage.

Er ist doch ein rechter Einsiedler geworden, der Pilatusberg, neben seinem geselligen Bruder Rigi. In früherer Zeit sprach Niemand von dem Rigi. Der Pilatus war in der Mode, und alle Reisenden beeiferten sich, ihn zu besteigen. Jetzt verirrt sich nur selten ein Wanderer auf diesen Berg. Aber woher denn der seltsame Name? Wie ein alter bärenbeißiger Herr zeigt er sich nur selten der Welt und hat eine trübselige Nebelkappe auf, und darum, so meinen die Gelehrten, soll er ursprünglich *mons pileatus*, d. h. der behutete Berg, geheissen haben. Viel lieber leite ich den Namen des Berges von dem Landpfleger Pilatus ab, der Jesum einst gerichtet hat.

Wir steigen jetzt den Pilatus hinan. Wir freuen uns unterwegs über die schönen Alpenblumen und die weidenden Heerden, die man rechts und links vom Wege sieht. Endlich sind wir an einem kleinen Teiche angekommen. Zwischen finsternem Tannengestrüpp lauscht er ganz unheimlich hervor. In diesen See soll sich aus Verzweiflung über den an Jesum verübten Mord der Landpfleger Pilatus gestürzt haben. Schwimmen kann Niemand in dem See, weil Pilatus, der im dunklen Seegrunde lauscht, auch dem besten Schwimmer die Füße lähmt. Wer einen Stein in den See wirft, regt den schlummernden Pontius Pilatus zu gewaltigem Zorne auf und kann die schrecklichsten Gewitter heraufbeschwören.

In Tirol hat sich der arme Landpfleger sogar in einen Stier verwandelt. In der Nähe von Ruffstein liegt ein See, man heisst ihn den Schreckensee. An diesem See wandelt der römische Landpfleger Pilatus in schrecklicher Stiergestalt wild brüllend umher, denn er durste nach seinem jämmerlichen Tode nicht alsbald zur Hölle fahren. Tag und Nacht hörte man

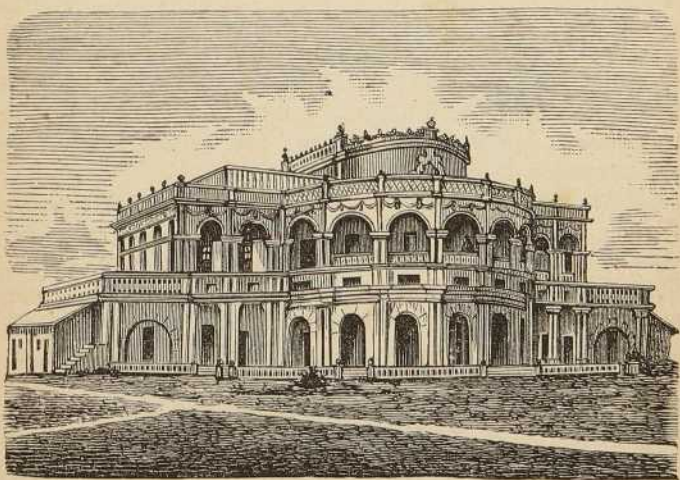
ihn brüllen, und Menschen und Thiere, die in seine Nähe kamen, waren ihres Lebens nicht sicher. Nun hört man den schrecklichen Stier nicht mehr brüllen, denn ein frommer Franziskanermönch hat ihn in den Schreckensee gebannt, wo er bis zum jüngsten Tage bleiben muß. H. M.

Aus Ostindien.

Das Reisen in Ostindien ist mit vielen Gefahren verbunden. Diese Gefahren liegen zum Theil in den klimatischen Verhältnissen, namentlich in der oft außerordentlichen Hitze, welche besonders dem Europäer gefährlich ist. Aber auch die Thierwelt macht in Ostindien das Reisen unsicher. Da gibt es außer dem grimmigen, auf Beute lauernden Tiger eine große Menge von giftigen Schlangen. Wie sich diese Schlangen überall einstellen und das Leben des Menschen gefährden, mag folgende Geschichte beweisen.

Ein Weichensteller an einer belebteren Station fiel plötzlich, als er im Begriffe war, die Weiche für einen herankommenden Zug zu stellen, der Länge nach zu Boden, so daß er nahezu von der dicht an ihm vorbeifahrenden Lokomotive erfaßt wurde. Möglichst rasch brachte man den Zug zum Stehen und eilte zu dem Manne, den man todt zu finden fürchtete. Er lag aber lebendig, wenn auch bewegungslos da, mit einer großen Brillenschlange (dem giftigsten Reptil in Indien), die sich um eines seiner Beine geschlungen. Einer der herbeigeeilten Männer ergriff ein starkes Bambusrohr und schlug mit aller Macht auf die Schlange, unbekümmert um die nackten Beine des Weichenstellers, die von den Schlägen arg mitgenommen wurden.

Es gelang ihm auch, die Schlange zu tödten. Jetzt klärte sich der Sachverhalt auf. Der Weichensteller war auf die Schlange getreten, warf sich aber, so wie er sah, das sie sich um seinen Fuß wand, rasch zu Boden und verhielt sich ruhig. In demselben Augenblicke beinahe kam der Zug heran; aber die Schlange, von dem Lärme erschreckt, schmiegte sich ängstlich



Gasthof bei Zubbelpore.

um das Bein des Mannes, der so auf eine merkwürdige Weise von einer doppelten Lebensgefahr befreit wurde.

In einem Lande, wo der Tod den Menschen so auf Schritt und Tritt in tausend Gestalten umlagert, sind die Herbergen, die den Wanderer schirmend unter ihr Dach nehmen, doppelt willkommen. Es wird aber in dem so reichen Lande

auch nichts gespart, um die Gasthöfe so bequem und prachtvoll einzurichten, als es nur möglich ist. Davon zeugt unter anderem auch der schöne Bau, den wir unseren Lesern hier im Bilde vorführen. Es ist ein Gasthof in der Nähe der Stadt Subbelpore. Die Bauart zeigt jene eigenthümlichen Vogenformen und architektonischen Verzierungen, welche uns in den Prachtbauten des Orients vielfach entgegentreten. Das ist ein ganz anderer Stil als jener, den wir an den Gasthöfen Europas gewohnt sind. Bei uns sucht man möglichst viele Gemächer unter Einem Dache zu vereinigen; wie sich die Außenseite des Baues darstellt und welche Annehmlichkeiten die Wohnungen den Reisenden bieten, das ist eine Sache, die erst in zweiter Linie Beachtung findet.

Ja, Indien ist wohl eine Perle in der Krone Englands. Freilich wirft das Bild auch seine düsteren Schatten; wer kann wissen, wie nahe schon die Stunde ist, wo die unzähligen Millionen, die sich in diesem Wunderlande zur Stunde noch dem Schwerte Britanniens gehorsam beugen, vom Freiheitsdrange kriegerisch durchglüht, zu den Waffen greifen und das fremde Joch vom Halse streifen werden! Ostindien ist ein Vulkan, der seine Kräfte zum Ausbruch sammelt.

Die weiße Rose.

In die stürmische Novembernacht hinaus zitterte ein schwacher Lichtstrahl. Er kämpfte vergebens gegen die dichte Finsternis, welche die Straße umfieng, aber das stille Kammerlein hoch oben in einem alten Hause einer der entlegensten Vorstädte von Paris erfüllte er dennoch mit jener Verklärung, die dem Herzen so wohl thut, wenn es drin und draußen

flürrmt. Heilige Stille waltete in dem engen Raume, selbst die Uhr, die ruhelose, hatte mit ihrem Tif-Tif eingehalten und war stehen geblieben, nur der Sturm packte hie und da in seiner blinden Wuth die kleinen Fensterscheiben und schüttelte sie, daß sie ängstlich klirrten. Hätte der lose Geselle da draußen gewußt, daß in dem stillen Kämmerlein eine Mutter scheiden will von ihrem einzigen Kinde, das tief gebeugt an dem Schmerzenslager der Theueren sitzt, er hätte gewiß den Athem angehalten, wenn er vorüber jauste vor den kleinen Fenstern des ärmlichen Hauses. Die Mutter schlummerte. Die Tochter belauschte jeden Athemzug, jede Miene, und ein tiefer Schmerz erfüllte sie beim Anblick dieses bleichen Angesichtes, in das schwere Leiden ihre tiefen Furchen gezogen hatten. Wie blühend hatte es einst gelächelt, dort in der schönen, fernen deutschen Heimat, in dem friedlichen Häuschen, von dem prächtigen Garten umfassen, in dem der theuere Vater gewaltet mit stillem Sinn, mit unermüdlichem Fleiße, wo er die lieblichen Blumen gepflegt und die Bäume gepflanzt. Wenn er, den kleinen Wagen mit Blumen, Früchten und Gemüse beladen, auszog, um in der nahen Stadt seinen Vorrath zu verkaufen, wie herzlich war da der Abschied von Weib und Kind, wie herzlich war die Begrüßung, wenn er am Abend wiederkehrte. Und er kam niemals, ohne seinem Töchterchen etwas mitzubringen: eine Puppe, ein Bänkchen, ein Schränkchen und später ein Buch, ein Schreibeheft und schön bemalte Griffe. Da war einmal ein Brief gekommen, ein großer Brief vom Onkel in Paris, der auch Gärtner war, und als Vater und Mutter den Brief gelesen hatten, da sprachen sie viel davon, ob sie dem Rathe des Onkels folgen und nach Paris ziehen sollten; der Vater war dafür, die Mutter dagegen. Doch einmal kamen viele Leute in das sonst so stille Haus,

und all' die Sachen, die dem Kinde so theuer waren, das Bettchen, in dem es bisher geschlafen, der kleine Tisch, an dem es so oft und so schön gespielt, das Bild über dem Schranke, auf dem Rothkäppchen abgemalt war, wie es dem argen Wolfe im Walde begegnet, alles das und noch vieles andere, vieles andere wurde an den verkauft, der am meisten dafür bot. Tags darauf gieng's fort mit dem pfeisenden, rauchenden Wagen, von der lieben trauten Heimat und all' den Lieben, die sie umschloß, wie im Flug vorüber an Dörfern und Städten, bis sie endlich in der großen, großen Stadt Paris ankamen. Wie unheimlich war es dem Kinde, das bisher wie ein Füllen durch Feld und Wald gehüpft, zwischen den riesengroßen Häusern und den fremden Menschen mit der absonderlichen Sprache. Jahr um Jahr vergieng und der Vater wurde immer kummervoller, er bereute oft genug, die liebe Heimat und ihr stilles Glück verlassen zu haben; Paris hatte seine goldenen Versprechungen nicht gehalten und reichte den Einwanderern nur ein dürrtüg Stüdelein Brot. Das Kind war zur Jungfrau erblüht, und nun vermochte sie den Schmerz ihres Vaters ganz zu verstehen, und sie tröstete ihn mit sanften Worten und suchte ihn mit goldenen Liedern der deutschen Heimat zu erfreuen; er lächelte zwar, aber es war ein schmerzliches Lächeln, das seinen Mund umspielte und das noch in seinem Angesichte zu sehen war, als die kalte Hand des Todes darüber fuhr, um ihm die lebensmüden Augen zuzudrücken. Vielleicht hätte das Mädchen noch lange so fortgeträumt von verschwundenen Tagen, hätte sie nicht eine sanfte Stimme erweckt. Die Kranke war erwacht. „Marie, wie süß habe ich geträumt. Mir war, als wäre ich daheim in unserem stillen Dörfchen, und unser Garten hat so schön geblüht, ich schritt mit dir und dem Vater in der Abendkühle zwischen den Beeren

dahin und über uns sang ein Vogel. Ach, wie glücklich war ich!“ — „Wenn du nur erst gesund bist, lieb Mütterchen, dann soll alles, alles gut werden. Dann verkaufen wir unser Gärtchen bei Versailles und ziehen heimwärts nach Deutschland, dort werden wir neu beseelt der Arbeit leben und Gott wird uns nicht verlassen,“ tröstete die Tochter. „Nein Kind, mir winkt eine schönere, eine ewige Heimat, und der, der mich ruft, der wird deine Schritte lenken, wenn ich nicht mehr bin. Sind die weißen Rosen schon erblüht, Marie? Reiche mir die lieben Blumen doch.“ Mit thränenfeuchtem Auge gehorchte die Tochter. „Wie süß sie duften,“ sprach die Kranke, „es ist der Balsamduft der lieben Heimat, der mir entgegenströmt, das ist Erde aus Deutschlands Boden. Marie, eine dieser weißen Rosen leg’ mir in das Grab und streue auch eine Hand voll dieser Erde darauf!“ Stumm schloß die Tochter ihre Mutter in die Arme und drückte einen langen, langen Kuß auf die bleichen Lippen. Und in diesem Kuße war die Seele der Guten entflohen, dahin! dahin! für immer. — —

Ein Jahr war seitdem verflossen.

Still sinnend und kummervoll saß Marie in ihrem kleinen Verkaufsgewölbe, ihr Blick war auf den Rosenstrauch geheftet, der wieder zwei schöne, bleiche Blumen trug. Wie gerne hätte sie all’ ihre Gedanken dem Andenken ihrer Mutter geweiht, aber immer und immer wieder schlich sich in ihr frommes Gedenden die Sorge ein, woher sie den Zins nehmen sollte, der morgen für das Gewölbe zu zahlen war und für den sie noch nicht einen Franc zurückgelegt hatte. Da rauschten seidene Gewänder nahe an ihr vorbei und der Blick einer jungen, stolzen, reichbekleideten Dame fiel in den kleinen Laden, gerade auf die weißen Rosen. Einen Augenblick hielt die Dame an, dann trat sie ein. „Sind diese beiden weißen Rosen zu haben?“

fragte sie. „Nein, Madame,“ erwiderte Marie, „die eine ist bereits vergeben.“ — „Nun, so senden Sie mir morgen die eine in meine Wohnung, Straße St. Honoré, mein Name ist Baronin von Reginal. Da sind zwei Louisd'or für die Blume, genügt das?“ Das Mädchen konnte vor freudiger Erregung kein Wort über die Lippen bringen, sie nickte mit feuchtem Auge und hätte gerne die Hand der Dame gefaßt, die ihr in ihrer Noth wie ein Engel des Himmels erschienen war. Doch diese war schon hinweggerauscht und hatte draußen ihren Wagen bestiegen, der ihrer harrete. „Gott, dir sei Lob und Dank für deine Gnade!“ rief Marie, als sie allein war, „nun bin ich von der drückende Sorge befreit und du, gute Mutter, erhältst auch deine Rose für dein theueres Grab.“ Des andern Morgens eilte Marie so früh als möglich in ihren kleinen Laden, um die bestellte Rose der Baronin zu überbringen. Doch, wer beschreibt ihren Schrecken, als sie eine der Blumen entblättert am Stengel hängen sah! Lange stand sie da, sprachlos und verstört, keine Thräne, kein Ausruf des Schmerzes wollte ihr schweres Herz entlasten. Da trat der Hausbesorger ein und bat um dem fälligen Zins. „Ach, guter Pierre!“ rief Marie schmerzlich aus, „den vermag ich diesmal nicht zu entrichten, ich habe keinen Sous in meinem Vermögen, Noth und Elend steht mir bevor.“ — „Aber Marie,“ erwiderte der brave Mann, der an dem Mädchen den lebhaftesten Antheil nahm, „Sie haben ja gestern meiner Karoline erzählt, Sie hätten von der Baronin v. Reginal zwei Louisd'or für eine weiße Rose erhalten. Der vierte Theil reicht ja für den Zins aus und der Rest deckt ja ihre kleinen Bedürfnisse für die nächsten Wochen.“ — „Sie sehen mich eben im Begriffe, der Baronin ihr Geld zurückzutragen, die Rose hängt entblättert am Stocke.“ — „Ich sehe aber noch eine zweite

daran?" — „Diese ist für das Grab meiner Mutter bestimmt, heute ist ihr Sterbetag, und hütet man mir alle Schätze der Welt für diese Blume, sie ist mir nicht feil. Hat sie doch ihre letzten Augenblicke erheitert, war sie doch der letzte Lichtblick ihres hartgeprüften Lebens.“ Der Hausbesorger wischte sich die feuchten Augen mit der groben Schürze und sprach: „Klug ist das nicht gehandelt, Marie, denn der Besitzer dieses Hauses wird kein Mitleid mit Ihnen haben, aber edel und gut ist es, Marie, und der Herr, bei dem wir alle, Arm und Reich, zur Miethe sind, der wird sich Ihrer annehmen, wie ein Vater seines Kindes.“

Die Baronin war nicht wenig erstaunt und verdrießlich, als ihr ein Diener die Goldstücke von der armen Blumenhändlerin mit der Nachricht überbrachte, die Rose sei nicht mehr zu haben. Die reiche Dame, die sich schon im Geiste an dem Feste, das sie am Abend gab, reichgeschmückt einherwandeln gesehen durch die taghell erleuchteten, festlich geschmückten Räume ihres stolzen Palastes, die schon im Vorhinein den Triumph gefeiert, zu ihrem weißen, silbergestickten Kleide ihre dunklen wallenden Locken mit der schönsten weißen Rose geschmückt zu sehen, glaubte nichts anderes, als die Blume sei von einer anderen Dame überboten worden, und eilte nun in ihrem Wagen in den kleinen Laden, um die Rose zu erhalten, um welchen Preis immer. Wie grell sind doch oft die Gegensätze im Leben! Hier eine stolze Fran, die untröstlich ist, eines Schmuckes für wenige Stunden entbehren zu müssen, dort eine arme Waise, die sorgenschwer mit ihrer Liebesgabe zu dem Grabe ihrer Mutter wandert, die Zukunft vom dunklen Schleier eingehüllt vor ihrem trüben Blicke! — Die Baronin fand wohl nicht die Blumenhändlerin in ihrem Laden, aber den guten Hausbesorger, welcher der vornehmen Dame

treuherzig alles erzählte, was er wußte. Ungläubig schüttelte die Frau ihren Kopf und eilte entrüstet von dannen, doch schon an der nächsten Straßenecke erblickte sie Marie im Trauerfleide, die Rose in der Hand. Sie befahl dem Kutscher, dem Mädchen langsam zu folgen und mit gerührtem Herzen sah sie die Waise in einen Kirchhof treten und ein Grab mit der Blume schmücken, deren Preis sie all' der Sorgen enthoben hätte, welche sie jetzt im brünstigen Gebeile dem anheimstellte, der die Welten und die Herzen lenkt.

Mit wenigen Worten können wir unsere wahrheitsgetreue Erzählung schließen. Die Baronin v. Reginal nahm sich Mariens mütterlich an, und heute lebt sie als Besitzerin einer der gesuchtesten Blumenhandlungen in Paris in den besten Verhältnissen. Ihre Handlung trägt den Namen „zur weißen Rose.“ Wohl zog sie das Herz oft mächtig nach der theuern Heimat hin, doch zwei Blumenhügel, unter denen ihre Theuern schlummern, halten sie fest in der fremden Stadt.

Seller.

Die Memnonsäule.

Wenn der Schiffer den Nil entlang durch Oberägypten dahinzieht, bis er in die Gegend der Dörfer Luxor und Karnak gelangt, so stellt sich seinem erstaunten Blicke mitten in der üppig erblühenden Natur ein gewaltiges Bild einer großen Vergangenheit dar. An beiden Ufern breiten sich riesige Trümmer von Tempeln und Palästen aus, zwischen denen hie und da die gewaltigen, räthselhaften Steinbilder der Sphynxe und einsam trauernde Säulen emporragen, denen die Zeitstürme die Krone vom Haupte geschleudert, die nun modernd zu ihren Füßen liegt. Kühn geschwungene Bögen sind mitten

entzwei gesprungen und das muthwillige Grün der wuchernden Schlingpflanzen hat eine schwankende Brücke darüber gebaut. Aus dem Schutte blickt hie und da ein aus Stein gemeißeltes Haupt empor, als wollte es erpähen, ob der Tag der Auferstehung noch nicht gekommen sei. Denn es gab eine Zeit, wo all' das, was jetzt in Staub und Trümmern liegt, meist da stand in Pracht und Herrlichkeit, wo sich an der Stelle der beiden Dörfer Luxor und Karnak eine Stadt mit Tempeln und Palästen, mit Sphynx-Alleen, riesigen Thoren und gewaltigen Steinbildern erhob, eine Stadt, die das Scepter über ganz Aegypten schwang. Thoben war ihr Name. Und als sie am reichsten und herrlichsten blühte, herrschte über sie ein König, der Memnon hieß. Jugendlich floss die Locke noch von seinem Scheitel, sein Herz umwehten noch schwärmerische Träume, und dennoch waren seine Unterthanen nie glücklicher gewesen, als unter seiner Herrschaft. Denn er liebte sein Volk und die Götter hatten ihm die reichsten Gaben verliehen, die ihn emporhoben über den niedrigen Erdenstaub, unter ihnen auch die herrliche Gabe des Gesanges. Er vermochte tief hineinzublicken in das Leben und Weben der Natur, für ihm sangen die Blumen, ihm tönte aus dem Rauschen der Wellen, der bewegten Bäume ein Lied entgegen, und alles, was dem Auge gewöhnlicher Menschenkinder verborgen bleibt, ward ihm offenbar. Und was sein Auge gesehen, sein Ohr erlauscht, das verband er zu einem Kranz von Liedern, und in Klängen, so süß und berauschend, wie man sie auf Erden noch nie gehört, sang er sie seinem Volke vor, das ihn in stummem Entzücken in ehrfurchtsvoller Entfernung bewundernd umstand. Und das düstere Gemüth des Volkes heiterte sich auf, seine Augen, die müde gesenken, erhoben sich feurig glänzend und in seine gedrückte Brust, in der bis dahin nur

die Melancholie gehaust, zog die Freude ein. Und die Freudigkeit der Seele erhöhte ihre Kraft; schnell blühte der Wohlstand empor und zu ihm gesellten sich der Friede und die Eintracht. So schlugen denn alle Herzen dem jungen König in Liebe entgegen und alle Lippen priesen ihn als einen Göttlichen, der zur Erde herniedergestiegen, die Menschheit zu segnen.

Doch der junge König war nicht glücklich. Sein Herz fühlte sich nicht befriedigt von seinem Wirken, all' das, was er vollbracht, war kaum ein Sandkorn von dem riesigen Gebäude, das ihm vor der Seele schwebte. Der Sonne, die mit Millionen Stralen farbenreiches, duftendes, athmendes Leben hervorruft Tag für Tag, die Licht ergießt und Freude und Entzücken über das ganze große Weltall, die der finsternen Nacht, dem Sinnbild des Bösen, stets von neuem den Sieg abringt, der alle Wesen entgegenjauchzen bei ihrem Aufgange, der alle Wesen danken, wenn sie niedersinkt, der Sonne wollte er als König gleichen, das war die Sehnsucht seines Herzens. Darum begrüßte er sie, wenn sie sich rosig im Osten erhob, mit seinem schönsten Gesange, darum hieng sein Auge thränenreich an ihrem Bilde, wenn sie hinabsank, darum durchirrte er in heißer Sehnsucht des Nachts seine prächtigen Gemächer, bis sie ihm wieder erschienen war. Wie oft hob er dann seine Hände flehend empor und bat die Hohe, die Himmlische, sie möge sich doch herniederensenken und den Flammentuß auf seine Lippen drücken, damit sich ihre Feuerkraft in seine Seele ergieße, damit auch er ihr gleich die Menschheit beglücken könne.

Da eines Tages, im Morgengrauen, verbreitete sich durch die Stadt die schreckliche Mähre, der König, der geliebte König sei gestorben und sein Leib sei verschwunden. Und weh-

klagend zog das Volk hinaus vor den Palast, wo der junge König so oft ihr Herz gerührt mit der Macht seiner Lieder, wo sie ihm in das holde Antlitz geblickt, das, einer Sonne gleich, in sanfter Begeisterung sich zur Sonne erhob; da bot sich ihrem Auge ein Anblick dar, der sie erbeben machte vor Lust und Weh. Der König saß wieder da, den Blick emporgewandt, aber sein herrliches Bild war zu starrem Stein geworden, der liederreiche Mund für ewig geschlossen, das hochschlagende Herz für immer erkaltet. Und wie sie dastanden in ihrem stummen Schmerz, da gieng oben am Firmament in ihrer Majestät die Sonne auf und als ihr erster Stral das steinerne Königsbild traf, da begann es zu singen und klingen, so süß, so himmlisch, wie es das Volk noch nie vernommen.

Ein Priester mit silbergelocktem Haupte, der zu dem Volke getreten war, stieg nun die Treppen des Palastes hinan und sprach mit feierlicher Stimme: „König Memnon ist todt und uns ist nichts geblieben, als sein tönendes Bild. So sehr hat er euch, hat er alle Menschen geliebt, daß er, um wie die Sonne beglücken zu können, die Himmelskönigin bat, sich zu ihm zu neigen und mit ihrem Kusse alle ihre wunderbare Kraft in seine Seele zu gießen. Sein Gebet wurde erhört, doch der Feuerkuss der Göttin verzehrte seine Seele, die nun bei den Himmlischen ist. So oft der Stral ihres Auges dies Bild berührt, wird es ertönen, wie die Lieder, die einst Memnon sang.“

Die Memnonssäule steht noch heute in den Ruinen Theben's, doch sie klingt nicht mehr. Mit der Götterwelt die nun untergegangen ist, hat sich die wunderbare Musik des tönenden Steines in das Reich der Sage geflüchtet.

Ein kluger Bauer.

Bei einem preussischen Könige, ich glaube beim alten Fritz, war es Sitte, daß der, welcher am Geburtstage desselben die erste Gratulation darbrachte — der Zutritt war zu jeder Stunde erlaubt — ein Geschenk von 200 Thalern erhielt.

Das war sehr verlockend und doch waren Wenige, die als Antrieb ihres frühen Glückwünschens den Eigennutz gelten lassen wollten.

Einmal an einem solchen Tage, als noch auf dem ganzen Burgplatze tiefe Stille herrschte, sehen wir schon einen Mann in Bauernkleidung unweit der Burg auf- und abgehen, und wenn wir wissen, daß heute der Geburtstag des Königs ist und uns auch obige Sitte nicht unbekannt ist, so werden wir alsbald die Absicht des Bauern errathen.

Raum hatte die Uhr vom nahen Kircthurme vier geschlagen, als er sich auch wirklich dem Burgthore nähert, wo er von der Schildwache mit einem barschen „Wer da?“ empfangen wird. „Der Schulz von B Ich will unserm Herrn König einen gesunden Geburtstag wünschen,“ antwortete der Bauer und wollte eintreten. „Zurück!“ rief ihm der Grenadier zu, „ich lasse dich nicht hinein, bevor du mir die Hälfte von dem versprichst, was du von Seiner Majestät bekommst.“ Der Bauer erschrock ob dieser Forderung und legte nun dem geldgierigen Wächter auseinander, wie es ihm unmöglich sei, seine 200 Thaler zu halbieren, denn es sei ihm vor einigen Wochen sein Gaul an Altersschwäche gestorben und da brauche er nun die 200 Thaler bei einem Groschen, um sich wieder einen neuen anzuschaffen. Das half ihm aber

nichts, und da er hinein wollte, so mußte er dem Krieger schwören, das königliche Geschenk mit ihm zu theilen.

Nun passierte er ungehindert den Burghof, schritt die Treppe hinauf und war bald im Vorsaale des königlichen Gemaches.

Nachdem ihn der Kammerdiener angemeldet, durfte er eintreten. In schlichten Worten brachte er dem noch in den Schlafrock gehüllten Könige seinen Glückwunsch dar. Dieser gab den Befehl, dem Gratulanten 200 Thr. einzuhändigen.

„Lassen Sie es, Herr König, ich verlange keinen Thaler,“ sagte der Bauer, und wir sehen, daß er seine Gesinnung sehr schnell geändert hatte.

„Hast du vielleicht eine andere Bitte?“

„Ja, Majestät.“

„Und die ist?“

„Ich bitt' Euere Majestät um zwei Thrseigen.“

„Um zwei Thrseigen?“ fragte der König lachend.

„Ja.“

„Was fällt dir denn ein, das wäre doch nicht schön von mir, wenn ich deine gute Meinung so belohnen sollte!“

„Ich bitte sehr darum!“ sagte der Bauer in wirklich bittendem Tone.

„Hast du nicht genug an einer?“

„Nein, zwei.“

„Nun, wenn du schon nicht anders willst,“ sagte lachend der König und geruhte gnädigst dem Bauern zwei Thrseigen zu ertheilen, die wohl nicht zu den derbsten gehört haben mögen, und es kann sich daher ein jeder Lehrjunge, der einen schlimmen Lehrherrn hat, wünschen, keine derberen zu bekommen.

Sich recht herzlich bedankend, entfernte sich der Bauer.

„Halt!“ rief ihm der König nach. „Um zwei Uhr findest du dich wieder ein, du wirst dann bei mir essen.“

Der Schulze versprach's und schritt eiligst die Treppe hinab.

Die Wache am Thore machte schon ein freudiges Gesicht, als sie den Bauer kommen sah. Dieser aber tritt an den Grenadier hin und versetzt ihm mit den Worten: „Da hast du deine Hälfte!“ eine so tüchtige Maulschelle, daß ihm auf einige Sekunden das Hören und Sehen vergieng. Er aber hat noch so viel Geistesgegenwart, den Bauer schnell am Arme zu erfassen, als ob er gar zu befürchten hätte, daß er ihm entwiße, ruft seinem Kameraden, der unweit von ihm denselben Dienst versieht wie er, zu, er solle auf eine Weile seinen Posten mit versehen und führt den Bauer unter Schimpf-reden zum Hausprosofen.

Als es nun Nachmittags in der Burg zur Tafel gieng, erinnerte sich der König des Bauers, seines Gastes.

Er trat in den Vorsaal, um nach ihm zu sehen, und wunderte sich, als er ihn noch nicht erblickte.

Er ließ bei den Wachen fragen, ob er noch nicht dagesen sei und ob sie ihn vielleicht nicht vorgelassen haben.

Wie der König nun hörte, daß man ihn wegen seines ungeziemenden Benehmens gegen die Thormache eingesperrt, gab er sogleich den Befehl, ihn auf freien Fuß zu setzen und ihn herzuschicken. Als bald erschien der Landmann. In Gegenwart des Grenadiers stellte ihn der König wegen der Thorsage zur Rede.

Der aufrichtige Bauer erzählte nun unerschrocken, unter welcher Bedingung er eintreten durfte, und daß er, ohne seinen Eid zu brechen, nicht anders thun konnte, denn es ist ja ausgemacht, das eine die Hälfte von zwei ist.

„Necht so,“ sagte der König, und der Wache einen zornigen Blick zuwerfend, führte er den Bauer in den Speisesaal, wo die Herren Rätke und Minister, die heute an der königlichen Tafel speisten, schon versammelt waren. Der König wies ihm einen Platz an seiner linken Seite an und erzählte nun den guten Einfall desselben, der sehr viel Stoff zum Lachen gab.

Der Bauer ließ sich gut schmecken, lobte die Speisen und trug durch seine witzigen Antworten, die er zu geben verstand, viel zur Unterhaltung der hohen Gesellschaft bei. Er unterließ es aber nicht, von der ihm zugetheilten Torte ein Stück für seine „Alte“ einzustecken.

Als die Tafel beendet war und sich schon einige Herren entfernen wollten, sagte der König: „Und nun, damit die Geschichte dieses Mannes und seiner Ohrfeige nicht vergessen und ihrer alljährlich an meinem Geburtstage gedacht werde, so wird nun einer den andern mit einer Ohrfeige beehren. Ich mache den Anfang.“

Der König gab nun dem zu seiner Rechten sitzenden Herrn eine Ohrfeige, dieser gab sie seinem Nebensitzenden und so gieng's im Kreise herum, bis endlich auch der Bauer von dem Herrn zu seiner Linken eine erhielt, die an Derbheit alle andern übertraf.

Nun sollte sie der Bauer — dem König übergeben. Seine Verlegenheit war groß und die schadensfrohen Herren fiengen schon an, sich darüber lustig zu machen. Da stand der Schulze, der es feist hinter den Ohren hatte, auf und sprach: „Ich muß den Herrn König und alle anwesenden Herren bitten, mir auf meine Frage eine Antwort nach ihrer Einsicht zu geben.“

„Nun, heraus mit der Frage!“ rief der König, dem der Bauersmann gefiel, „wir wollen dich mit der Antwort schon befriedigen.“

„Wohin wendet sich Jemand, wenn hinter ihm feindliche Kanonen aufgesperrt sind, vor ihm aber ein finsterner, tiefer Abgrund sich ausdehnt?“

„Also,“ wiederholte der König, „vor ihm ist ein bodenloser Abgrund, hinter ihm zielen Kanonen auf ihn! Der ist wirklich in einer gefährlichen Lage; durch einen Sprung entgeht er wohl den Kanonen, aber da ist er ja unrettbar verloren; wendet er sich um — ja da hat er — was thut er da, ihr Herren Räte?“ rief der König rasch.

„Alle Kugeln treffen ja nicht,“ riefen alle wie aus einem Munde, „da ist das Beste er kehrt um.“

„Das thut er auch,“ rief der Bauer und berührte bei diesen Worten mit der Rückenfläche seiner Hand so unsanft die Wange seines linken Tischgenossen, daß dieser vor Schreck und Schmerz von seinem Sitze aufsprang.

Jetzt erst erkannten die klugen Herren, wohin die Frage des pöblichen Bauern zielte.

„Bravo,“ rief der König und Alles klatschte in die Hände zum Aerger des doppelt Geohrfeigten, der, um nicht noch die Zielscheibe des Witzes zu werden, mit in den Lachsturm einstimmt. Die Sessel drohten unter der sich schüttelnden Last so manches dicken Rathsherrn zu brechen. — — — —

Endlich wurde der Bauer entlassen. Er entfernte sich aber nicht, ohne einem Jeden zum Lebewohl die Hand kräftig geschüttelt zu haben.

Mit einem königlichen Geschenke von mehr als 200 Thalern, das er aber nicht zu theilen brauchte, langte er in der Heimat an und kaufte sich alsdann einen Gaul

wie ihn weitem keiner besaß, und noch in seinem spätesten Alter erzählte er seinen Enkeln von der Ehre, die ihm einstens in Berlin widerfuhr. B. 2.

Attila's Großmuth.

Zwischen der Donau und der Theiß, auf einem großen, mit Pfahlwerk umgebenen Platze erhob sich in der Mitte des 5. Jahrhunderts die Residenzstadt eines gewaltigen Fürsten. Die größtentheils aus Holz gebauten Häuser von *Zaßberény* (nach *Dugonics* das heutige *Szegedin*, während *Moghoróssy Gyula* als den wahren Ort bezeichnet) waren in symmetrischer Ordnung gereiht, und aus ihrer Mitte erhob sich ein Palast, ebenfalls aus Holz, mit zierlichen Thürmchen auf einem Hügel errichtet, eigenthümlich, aber zweckmäßig geordnet. Die farbigen Bauhölzer reihten sich bunt aneinander, die Säulen aus rosenfarbiger Ceder, die Wände aus schneeweißen Hagebuchen, der Fußboden aus braunem Nußholz. In das gelbe Holz der Thüren waren Schlachten- und Opferbilder geschnitz und das Getäfel der Wände bestand aus bunt geädertem Wurzelholz. Die hohen, runden oder schlangenartig gewundenen Säulen, die geschmackvolle Konstruktion und die originellen Skulpturen, ohne die sinnlose Anhäufung der chinesischen und hindu'schen Bauart, dies alles schien zu bezeugen, daß die hier wohnenden Hunnen nicht ohne Sinn für das Schöne und Geschmackvolle waren.

Die Worte *Uhlands* in des „Sängers Fluch“:

„Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
denn was er sieht ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
und was er spricht ist Geißel, und was er schreibt ist Blut“ —

ließen sich auf Attila beziehen, wollte man ihn nach seinen Kriegsthaten allein beurtheilen und das sich selbst beigelegte Prädikat „Gottesgeißel“ buchstäblich nehmen. Er hatte sich durch Brudermord zum Hunnenchan emporgeschwungen und war der Schrecken seiner Zeit. Von seiner Pfahlburg aus, in der die Gesandten der Völker aus allen Gegenden sich einfanden, die Gunst des mächtigen Mannes zu gewinnen, entwarf er den Plan zu Persiens Plünderung; von hier aus beschloß er die Eroberung Galliens und Italiens, von hier aus machte er den Kaiser von Konstantinopel zinsbar und hieß seine wilden Scharen durch Süddeutschland, der Donau entlang, den Raubzug vollziehen, wobei alle Städte und Ortschaften in Brand gesteckt und die Einwohner ermordet wurden, während die umwohnenden Gepiden, Ostgothen, Longobarden ihm gehorchen mußten.

Aber dieser furchtbare Mann hat auch edle Züge aus seiner vom Blute triefenden Regierung aufzuweisen, wie dies nicht selten bei gewaltigen Helden der Fall ist. Attila erwies sich gegen die Gehorsamen eben so freundlich und mild, als er gegen Widerspenstige fürchterlich und streng war. Eine Episode aus seinem Kriegsleben zeugt sogar von besonderer Großmuth, wie sie nur großen Seelen innewohnt. Die Geschichte hat uns Nachstehendes davon aufbewahrt.

Ein unbekannter Markstreit brachte die Hunnen gegen Byzanz in Waffen. Die ungeheuren Heere des östlichen Reiches wurden in drei Schlachten durch der Hunnen Gewalt vernichtet, Attila durchzog in drei Richtungen das ungeheure Reich, die Spur eines jeden Schrittes bot ein siegreiches Schlachtmerkmal, denn wo der Hunnen Kasse die Erde stampften, da wuchs kein Gras mehr empor.

Theodosius, der Beherrscher des byzantinischen Reiches, zog sich hinter Byzanz' (das heutige Konstantinopel) Mauern zurück, aber als wenn Himmel und Erde sich für die Partei des unüberwindlichen Eroberers verschworen hätten: ein schreckliches Erdbeben stürzte die unersteiglichen Mauern ein und des Orients Kaiser war gezwungen, um des Barbarenfürsten Gnade zu flehen, ihm von seinem Reiche einen Landstrich von fünfzehn Tagereisen abzutreten und überdies sich zu 200.000 Goldgulden jährlichen Tributs zu verpflichten.

In jener Zeit beherrschte den Kaiser und sein Reich ein Eunuche, Namens Chrysaphius. Dieser trachtete durch eine nichtswürdige Waffe Attila zu besiegen, nämlich durch den Dolch des Meuchelmörders. Das verbrecherische Mittel hieß auch der Kaiser gut und gab seine Einwilligung dazu. Edekon, Attila's Gesandter in Byzanz, ward zur Ausführung des Planes aufgefordert, und dieser war schlau genug, darauf einzugehen, die angebotene Börse anzunehmen und — Attila im Vertrauen davon in Kenntniss zu setzen.

Bald darauf schickte der Kaiser Gesandte an Attila. Diese wurden zuerst von den Frauen der Hunnen empfangen, und zwar, wie es die charakteristische Nationalsitte forderte, mit nicht beschämender jungfräulicher Umarmung und Kuß. Diese Sitte ist noch heute erhalten im altmagyarischen Charakter, denn die im Innern reine, aufrichtig treue Seele findet sich nicht entehrt durch einen als Gruß des guten Herzens gereichten Kuß oder eine Umarmung, und die Eifersucht findet keinen Stoff in diesen Zeichen der Achtung oder des unschuldigen Scherzes.

Attila's Frau, Namens Szerka oder nach anderen Réka, empfing die Gäste, umgeben von ihrem Frauenstaate. Die Hunnenfrauen waren mit Goldstickerei beschäftigt, ver-

fertigten edelsteinbesetzte Schwertbinden für ihre Männer und Bräutigame. — Die Kleidung der vornehmen Hunnenhelden, die Schabracken ihrer Pferde glänzten von den Perlen und Edelsteinen, womit zarte Frauenhände die Sieger geziert.

Nur an Attila war nichts Glänzendes. Einfach war sein Kleid, seine Tracht, wie die seiner Vorfahren, die in der Wüste gelebt. An seinen Waffen glänzte kein Gold, das Geschirr seines Pferdes war einförmig und sein Thron unterschied sich von einem einfachen Holzstuhl nicht im mindesten.

Kalt, strenge empfing er die Gesandten, aber mit keinem einzigen Worte warf er ihnen den tückischen Anschlag gegen sein Leben vor. Hinsichtlich jener Flüchtlinge, die Theodosius nicht ausliefern wollte, äußerte er nur, daß er sich schäme, aber nicht fürchte, mit seinen eigenen Dienern zu kämpfen. Attila lud hierauf die Gesandten für Abends zu einem Gastmahle ein.

Reihen weißgekleideter Frauen zogen vor dem Könige bis zum Saale des Gastmahles und hielten einen Himmel von weißen Schleiern über den Nationallieder singenden Jungfrauenchor. Vor ihrem Palaste begrüßte der König das Weib seines Lieblinges Onegisius mit anderen Frauen und dieses trug ihm nach Nationalgebrauch Fleisch und Wein an, wovon er, zu Pferde sitzend, sich auf einen Silbertisch hinaufreichen ließ, kostete, die Frauen hierauf grüßte und weiterzog.

Alle Eintretenden leerten ein Glas Wein auf die Gesundheit des Hunnenkönigs und nahmen der Reihe nach Platz an dem mit weißem Tuche bedeckten Tische, den das köstlichste Gold- und Silbergeschirr schmückte. Nur Attila's Besteck war ganz aus Holz, auch der Becher, aus dem er trank. Von den aufgetischten Speisen aß er nur Fleisch; Brot genoß er nie. Gegen Ende des Gastmahles ließ er seinen Becher füllen und

leerte ihn auf die Gesundheit eines der anwesenden Gäste, des Gothenfürsten Berich, und hierauf trank er der Reihe nach den liebsten seiner Gäste zu, was die Anwesenden mit lautem Elsenrufen und mit Anstoßen der Trinkgeschirre empfingen, wie noch jetzt der Ungar zu thun pflegt, wenn er mit seinen Gästen lustig ist.

Nach Beendigung des Gastmahls traten zwei junge Sänger neben Attila's Tisch und sangen Heldenlieder über Siege, Helden, Ahnen und vom neuen Vaterlande. Alle hörten es stumm an. Flammen loderten auf den Antlizen der Jünglinge bei den Großthaten ihrer Vorfahren und die alten Veteranen, die ihren eigenen Ruhm besingen hörten, weinten Thränen der Freude bei der Erinnerung an die Vergangenheit, auch des Schmerzes wegen, daß sie an der Zukunft nicht Theil haben konnten. Und jetzt noch, nach 1400 Jahren, freut sich in Thränen der Ungar.

Den Schluß machten die Gaukelspieler, um die Gesellschaft zu unterhalten. Ihre ungeformte Gestalt, ihre sinnlose Sprache, ihre wundersamen Bewegungen und ihr sonderbarer Anzug brachte die Hunnen zum Lachen; wenn es einer aus ihrer Mitte gethan hätte, würden sie ihn vielleicht gesteinigt haben, denn das Purzelbaumschlagen und Seiltänzen überließen sie andern, dazu war ihr an's Reiten gewöhnter Körper nicht geeignet.

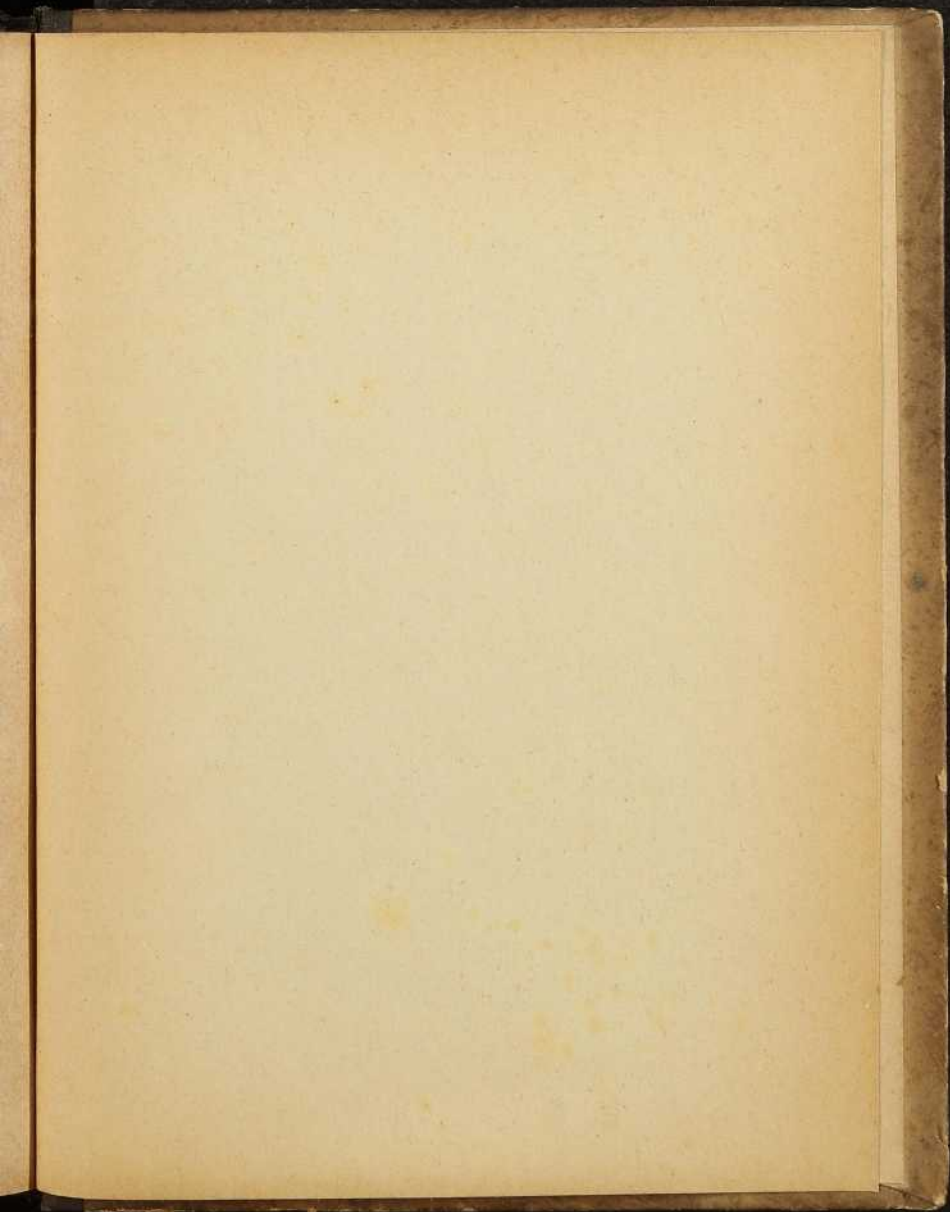
Während des allgemeinen schallenden Gelächters blieb nur Attila's Gesicht unbeweglich und firenge, nicht Eine Mine verzog er, und nur da schien seine marmorne Kälte sich aufzuheitern, als sein liebster Sohn Esaba eintrat. Diesen umarmte er mit einem väterlich zärtlichen Lächeln, klopfte des Kindes rothe, volle Wangen und sagte, daß er sein Reich und seine Nation erhalten werde. Wenn er jetzt die Erfüllung

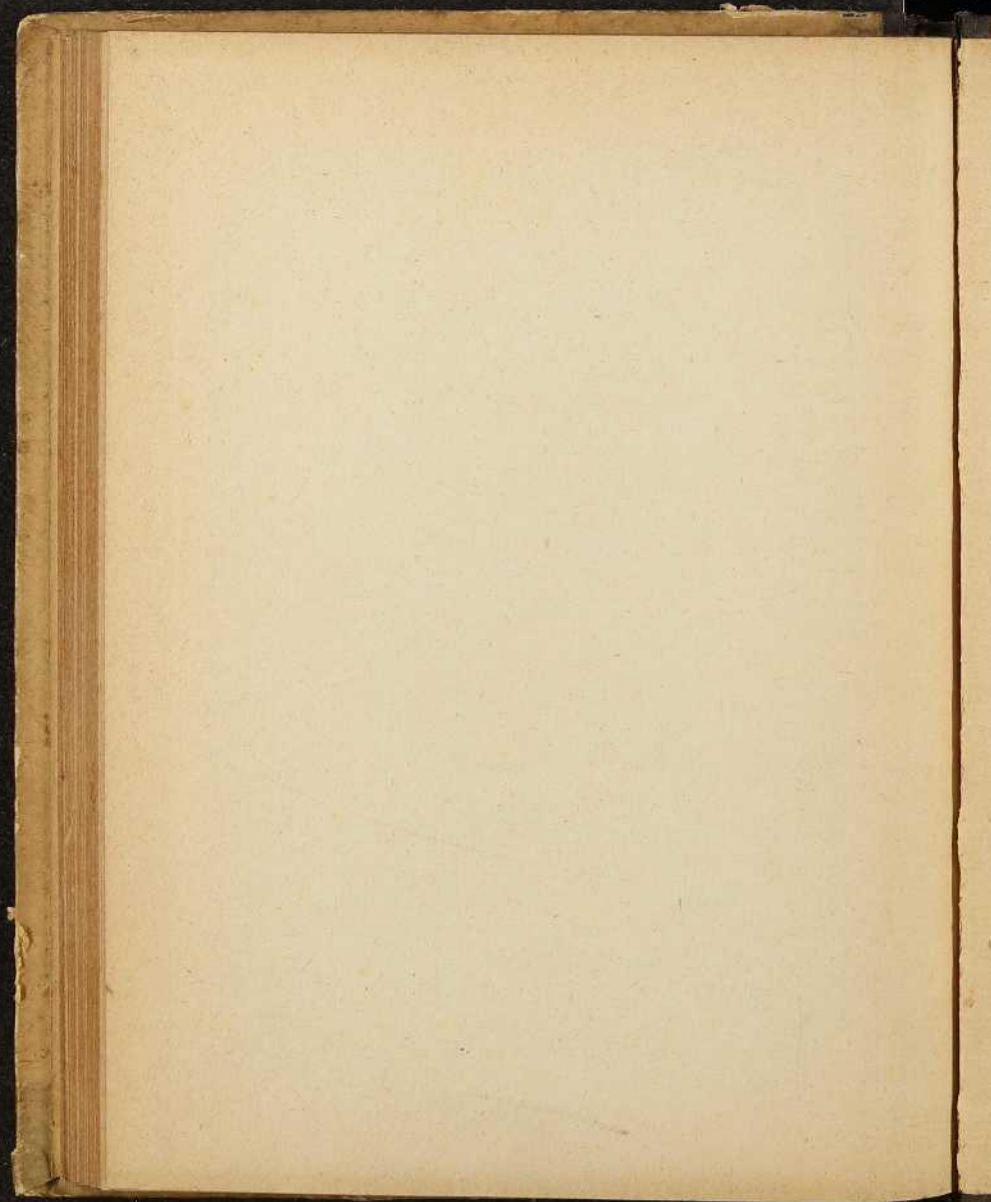
seiner Prophezeiung, wenn er die Handvoll Székler sehen könnte, welche vom großen Hunnenreiche sammt Esaba übrig geblieben?

Des andern Tages entließ Attila des Kaisers Gesandte, reichlich beschenkt mit Gold, Silber und edlen Rossen, ohne nur mit Einem Wort der Treulosigkeit ihres Kaisers zu erwähnen. Er lehrte auch Feinde die Gastfreundschaft ehren. Aber auf dem Fuße folgten ihnen Attila's Gesandte nach; Eslav und Drest, die offen und ungescheut vor den Kaiser traten, ihm seinen Mordplan vorhielten und bedeuteten, daß sein Sohn Arcadius durch dies Wagnis sich des Thrones seiner Väter unwürdig gemacht habe, weshalb ihn Attila verachte, ihm aber dennoch verzeihe. — Und sie warfen ihm zu Füßen jene Börse hin, womit er Odeon beschenken wollte. Den tückischen Eunuchen würdigten sie nicht einmal der Erwähnung.

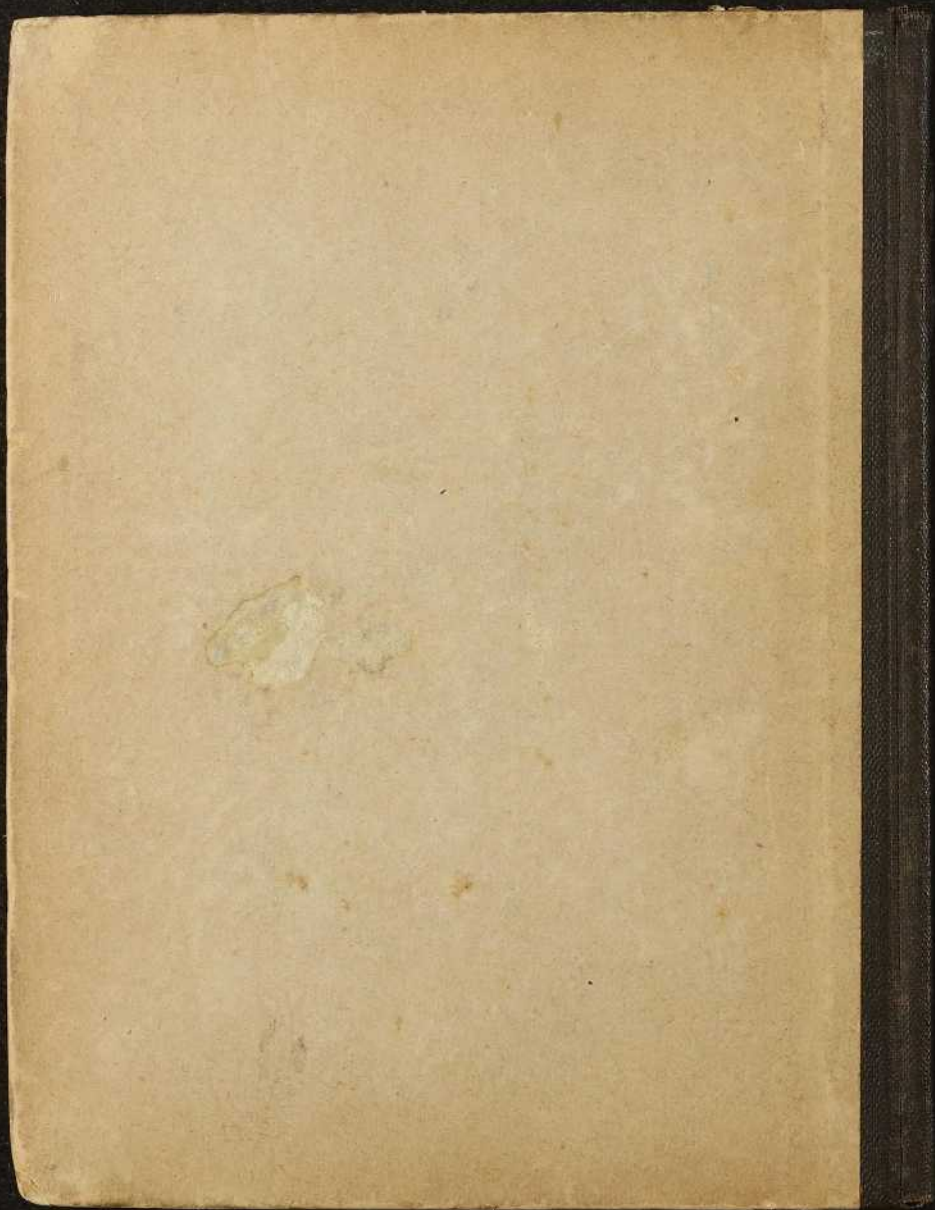
Theodosius überlebte nicht lange den demüthigendsten Augenblick seines ruhmlosen Lebens; auf der Jagd warf ihn sein Pferd ab und er starb. Nach seinem Ableben ließ seine Schwester Pulcheria den Eunuchen tödten und verwendete seine ungeheueren Schätze zur Abzahlung des jährlichen Tributs. Attila starb 453 am Blutssturze plötzlich und sein Leichnam wurde in einen dreifachen Sarg aus Gold, Silber und Eisen gelegt und des Nachts von Gefangenen begraben, welche man hierauf tödtete, damit die Ruhestätte des großen Hunnenkönigs durch keines habgütigen Frevlers Hand je entweiht werde. Das große Reich zerfiel nach Attila's Tode; er aber lebt fort in der Geschichte und in einem der größten deutschen Nationalepen, dem Nibelungenliede, als Etzel, den Rrimhilde zum Nachwerkzeug sich gegen die Burgunden erkoren.

F. A. Christian.





RD1-183
E4.40



778

1102

Zweite Auflage.



ZS175

C1

UB BIELEFELD

9.17

990/4483328+01



K

KLZ

99

ZS175

C1

[1877 ?]